



950 Jahre Kleinrinderfeld 1060 - 2010 Festschrift

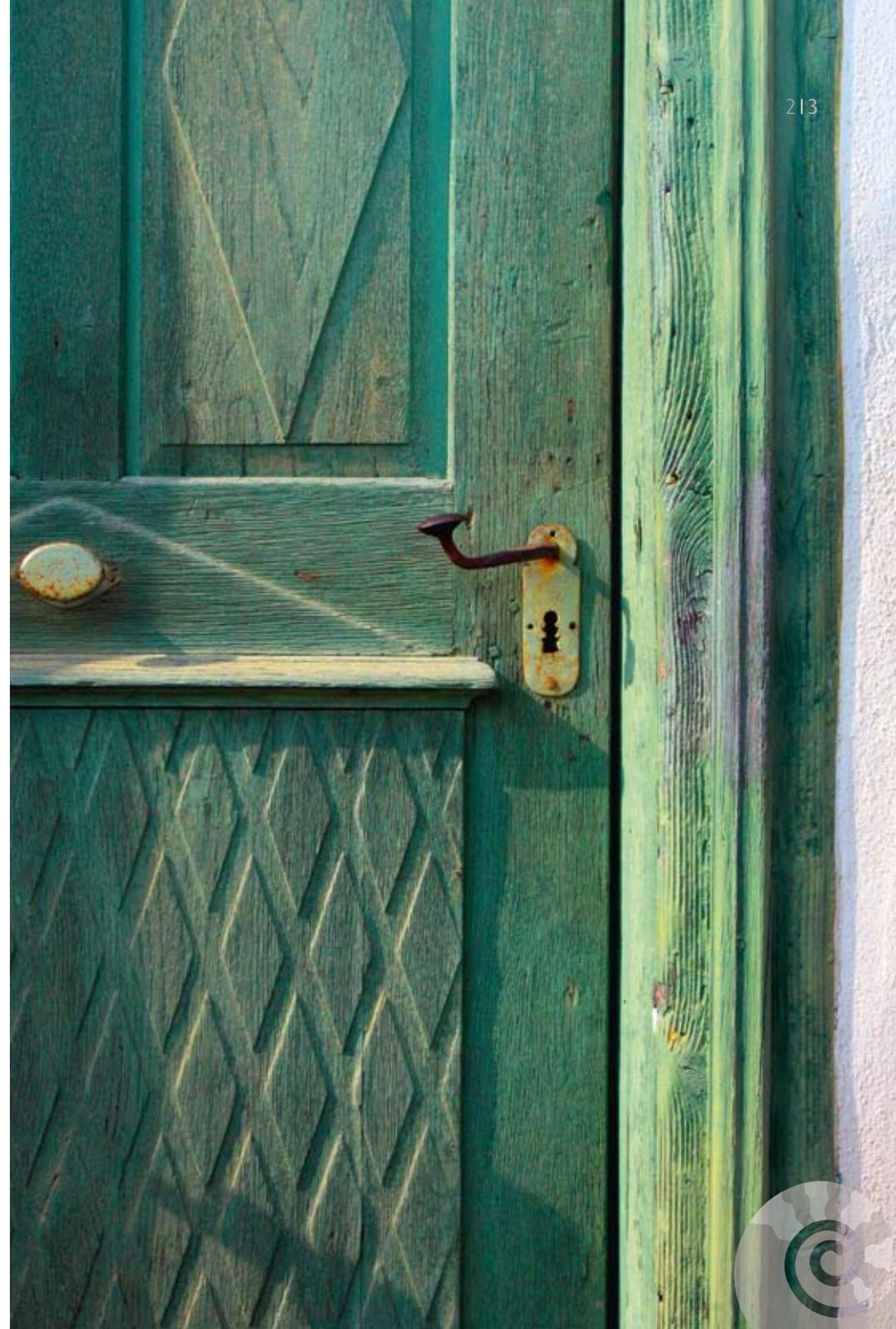
Geschichte und Geschichten
aus Kleinrinderfeld





INHALT

	Seite
„Mei Kleerinnafald“	4
Grußworte	5
Zur Geschichte von Kleinrinderfeld	12
Stillstand der Zeit – Der Simonshof	18
Kleinrinderfelder Muschelkalk	30
Menschen in Kleinrinderfeld – Ehrenbürger Willi Grimm	41
Geschichte des Gemeindehauses	42
Rochlitzer Steinmetz-Zunftlied	45
Geschichte und Geschichten aus Kleinrinderfeld	46
Zur Geschichte des Waldes bei Kleinrinderfeld	66
Flora und Fauna rund um Kleinrinderfeld	78
Pfarrei St. Martin	81
Kindergarten „St. Martin“	94
Hauptschule Kleinrinderfeld	96
Gemeindepартnerschaft mit Colleville-Montgomery – Frankreich	98
Unsere Vereine und Organisationen	99
Danksagung	104
Impressum	106





„Mei Kleerinnafald“

VON RUDOLF GEHRIG

*Im Frankaland, links ab vom Mee,
hart an der Badisch Grenz,
do a leit a Dörfla, gar nit klee,
weitum a jeder kennt.*

*Es it ümgaba rings vom Waold,
und Wild geit's dort racht viel.
Die Bocha sen Jahrhunnert aolt,
garn it's dr Waondrer Ziel.*

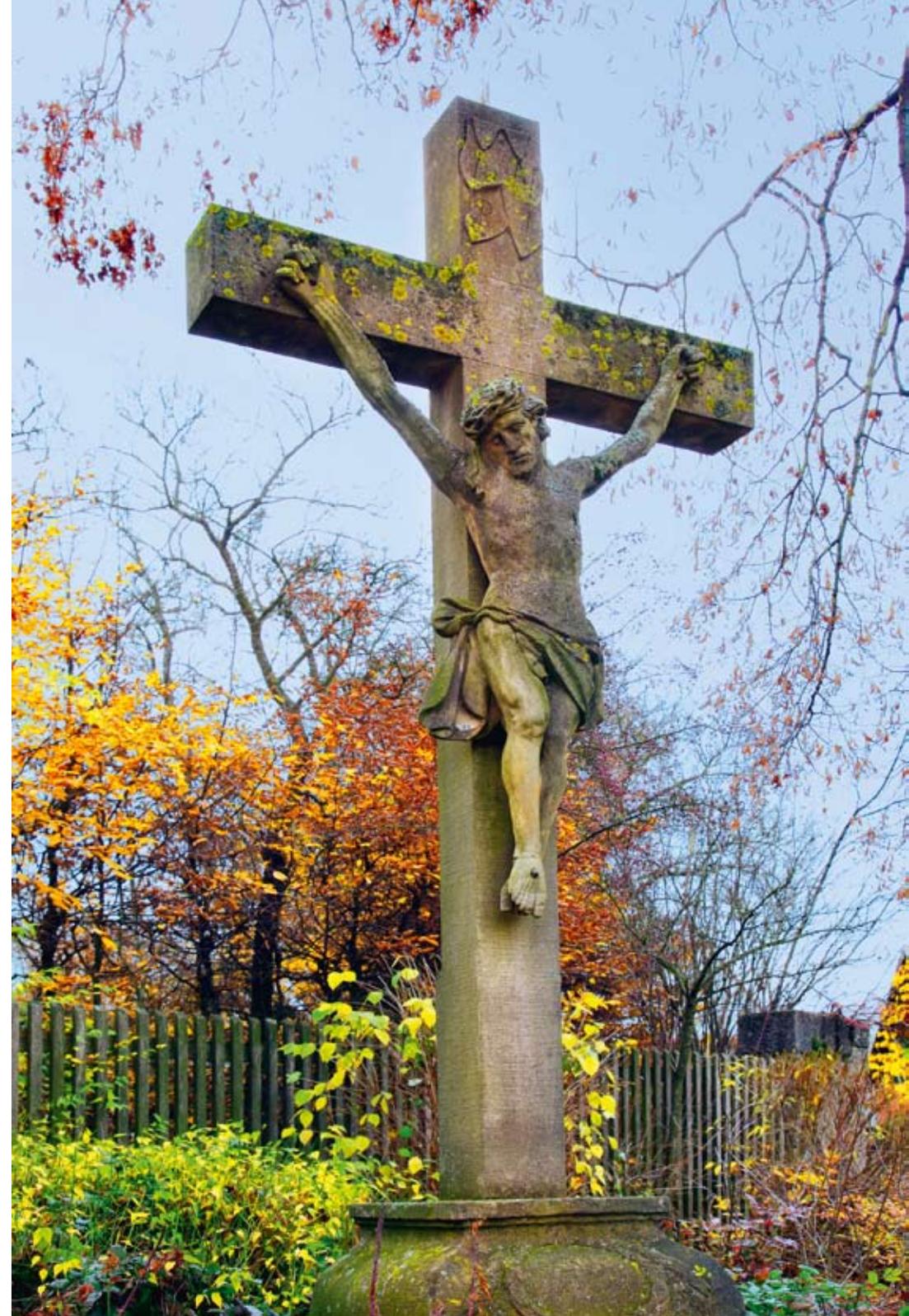
*Im Bouda hat's an reicha Schatz,
dan kennt mer weit und brät.
In allra Walt, an jedem Platz
Där Muschelkalk erfrät.*

*Ar wächst bei uns in Rinnafeld
seit hunderttausend Johr
und wörd verkäfft für guetes Gald
als Fels und als Marmor.*

*Und hart it a der Mensch wie Stee,
dar in dan Dörfla wohent,
dar fleißi schafft, ob groeß – ob klee,
und dar sich gar nix schoent.*

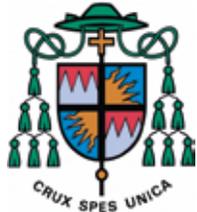
*A Waoppa hoet das Dörfla fei,
a Rind als Woappatier,
säigt von dan Dorf den Nama glei,
oft hört mer, s wär a Stier.*

*Sou möicht i für mein Heimatort,
dan liebsta auf dr Walt,
keen annern Nam, kee annersch Wort
als nur „Klee-Rinnafeld“!*



950 Jahre Kleinrinderfeld

WÜRZBURG IM MÄRZ 2010



Sehr gerne habe ich die Schirmherrschaft über ihr Ortsjubiläum übernommen. Schließlich haben Kleinrinderfeld und der Würzburger Bischofssitz eine lange und wechselvolle gemeinsame Geschichte:

Vor 950 Jahren, am 22. Juni 1060, schenkte der jugendliche König Heinrich IV. zusammen mit seiner Mutter und Regentin, der Kaiserwitwe Agnes, dem Hochstift Würzburg einen umfangreichen Wildbann, der von der Wernmündung in den Main bis zur Tauber und von dort wieder an den Main bis nach Heidingsfeld reichte. Darin war die Gemarkung von „Rindervelt minor“, von Kleinrinderfeld, eingeschlossen, damit die erste urkundliche Erwähnung Ihres Heimatortes. Archäologische Wahrnehmungen haben jedoch bereits ältere Siedlungsspuren in der Gemarkung festgestellt.

Die Wildbannschenkung erhielt für sein Hochstift der große Bischof St. Adalbero. Er ist vor 1000 Jahren geboren und wir denken ebenso an ihn, wie an Ihr schönes Jubiläum.

Der Schenkende wollte als Reichsoberhaupt seinen Einfluss auf die Bischöfe und Klöster in seinem Reich nicht verlieren. Adalbero trat für die Freiheit der Kirche und für Reformen ein. Die bitteren Erfahrungen des Investiturstreites, der 1076 losbrach und erst durch das Wormser Konkordat beendet wurde, haben mit dazu geführt, dass heute Kirche und Staat sich gegenseitig respektieren, aber

gegenseitige Abhängigkeit zu vermeiden suchen. Jeder Generation ist es aufgegeben, die religiösen und weltlichen Angelegenheiten in guter Eintracht zu gestalten, zum Nutzen aller Menschen.

Kleinrinderfeld gehörte – wie Sie wissen – viele Jahrhunderte lang, bis zum Jahre 1656 zum altherwürdigen Erzbistum Mainz. Das hängt mit der Klostergründung des heiligen Bonifatius in Tauberbischofsheim zusammen, wo er die heilige Lioba als Äbtissin einsetzte. St. Bonifatius, der Apostel der Deutschen, wie man ihn auch nennt, war auch der Gründer des Bistums Würzburg, für das er seinen angelsächsischen Gefolgsmann Sankt Burkard weihte. Viele fränkische Klöster und Ordensgemeinschaften erhielten Grundbesitz und Abgaben aus der Kleinrinderfelder Gemarkung. So haben Ihre Vorfahren auf ihre Weise dazu beigetragen, dass unsere Klöster als Zentren für Kultur und Bildung für die Pflege des religiösen Lebens und auch als Einrichtungen christlicher Caritas wirken konnten. Die Feudalzeit ist vorbei. Wir haben heute andere Verhältnisse. Immer aber ist es uns aufgetragen, die befreiende Botschaft des Evangeliums in Wort und Tat weiter zu geben, uns in der Gegenwart und in der Zukunft um ein friedliches Miteinander zu bemühen und in sozialer Verantwortung zu wirken, damit noch viele Generationen in Kleinrinderfeld leben und feiern können.



Herzliche Grüße

Ihr

Dr. Friedhelm Hofmann
Bischof von Würzburg





950 Jahre lang(e) Wurzel(t) Kleinrinderfeld(s)

VON PFARRER ZACHARIAS NITUNGA

Die Feier eines Jubiläums ist in erster Linie eine Sehnsucht nach dem Ursprung der heutigen Werte. Der Begriff: „Ursprung“ enthält einen Analogiegedanken der Wurzeln. Dieser erkennt, dass jede Gesellschaft wie ein lebendiger Baum ist, der nicht nur auf seinen Wurzeln steht, sondern auch durch sie trinkt und schöpft. Im heutigen Gesellschaftswandel – aus der alten Weltordnung von weltweit vielfältiger Konfrontation zwischen kulturellen Eroberern und Eroberten charakterisiert – begrüßt man eine solche Jubiläumsfeier als große Hilfe.

In seinen Forschungen über die Ursprünge der deutschen Werte stellt der Freiburger Philosoph Hans Rainer (1896-1991) fest, dass das sittliche Bewusstsein der drei abendländischen Hauptvölker, nämlich das der Griechen, das der Römer und das der Germanen eine Ausgangsgrundlage des abendländischen sittlichen Bewusstseins bilden. Nach Meinung des Autors muss jedoch auch das sittliche Bewusstsein des Christentums, genauer, das des Neuen Testaments und das sittliche Bewusstsein des Judentums, vor allem das des Alten Testaments in die geschichtliche Betrachtung einbezogen werden. Durch die



Behandlung der Geschichte des abendländischen sittlichen Bewusstseins im Altertum gewinnt der Autor Anhaltspunkte für eine Aufklärung von entscheidenden Grundfragen der Ethik selbst. Darunter ist zu verstehen: unser ursprüngliches Denken und Fühlen, welches sich zumeist auf den Einzelfall des Handelns bezieht. Der Mensch braucht sich dessen nicht bewusst zu sein. Die Sittlichkeitsanschauungen einer Zeit bezeichnet man als Moral.

Aus der Quelle der Germanen könnte immer noch die heutige Generation trinken. Die Ehre ist der Mittelpunkt dieses sittlichen Bewusstseins der Germanen. Alles dreht sich bei den Germanen um die Ehre. Sie ist der Maßstab des Handelns. Es wird gefragt, ob ein Tun Ehre oder Unehre bringt. Die Ehre stellt das Höchste und das Letzte im Dasein des Germanen dar. Es wird grundsätzlich zwischen der Ehre als Anerkennung der kriegerischen Tüchtigkeit und der Ehre als sittlicher Anschauung unterschieden. Ersteres meint die Ehre, die dem Germanen in siegreichen Kämpfen oder durch Körperstärke zuteil wird.

Ehre als sittliche Achtung tritt dort ein, wo die Tüchtigkeit nicht auf ererbten oder erworbenen Anlagen beruht,

sondern durch Ausdauer, Fleiß oder Zuverlässigkeit zustande kommt. Dort wo der Wille und der persönliche Verdienst mit dafür entscheidend ist, dass dem Germanen Ansehen zuteil wird, wird dieses Ansehen zur Achtung.

Die Missionare haben unsere Vorfahren zur biblischen Quelle – von der wir heute weiter trinken – geführt. Die gesamte Sittlichkeit des AT ist beherrscht von Jahwe, dem Gott des Volkes Israel. Die Sittlichkeit des AT besteht in nichts anderem als in der Einhaltung der zehn Gebote Gottes. Vor allem drei Haltungen, die das AT positiv schätzt: Die Gottesfurcht, die Gerechtigkeit und die Milde.

Auch das Neue Testament ist entscheidend durch die zehn Gebote geprägt. Es gibt jedoch Unterschiede gegenüber dem AT, in dem vor allem die innere Einsichtigkeit der sittlichen Gebote noch stärker hervortritt. In der Einhaltung der „goldenen Regel“ („Was ihr wollt, dass euch die Leute tun, also tut ihr auch ihnen“) soll der Mensch die Erfüllung des Willen Gottes nicht nur als reine Pflichterfüllung verstehen, sondern vielmehr als gern erfüllte Tat der Dankbarkeit und der Gegenliebe. Diese Gegenliebe zu Gott verwandelt dabei auch das Verhältnis zwischen den Menschen untereinander.

Das NT radikalisiert das Gebot der Nächstenliebe, nämlich im Sinne einer Verlegung des Gewichts von der äußeren Tat auf die innere Haltung und Gesinnung. Sodass das Gebot der Nächstenliebe nicht nur die persönlichen Feinde innerhalb des eigenen Volkes umfasst, sondern es

wird auch auf die friedlich im Lande wohnenden Fremden ausgedehnt. Dabei wird zur Begründung der Hinweis hinzugefügt, von dem ich vorhin schon sprach: „Denn ihr seid ja auch Fremdlinge gewesen in Ägypten.“

Zum Schluss

Nicht nur ein historischer, sondern auch ein sozialer und kultureller Rückblick hilft – wie therapeutisch – gegen allen Wertezerrfall oder Werteverlust. Da die Wertschätzung unserer Werte steigt, wenn wir verstanden haben, woher unsere Werte kommen. Solche Beschäftigung mit der Herkunft „unserer“ Werte dient nicht nur – meiner Ansicht nach – der Wertschätzung, Wertepflege und Befestigung des moralischen „Wir“-Fundamentes. Sie ist auch eine Vision! Sie hat eine Tragweite der Zukunft für die Gemeinde, die ein gemeinsames Projekt zu bauen hat; eine geöffnete Tür zur Gemeinsamkeit mit anderen Gemeinden und wenn nicht zum universalen zumindest zum europäischen Dialog.

Wie es Hans Rainer schon bewusst war, „das Licht der Werte ist stark so wie das Licht der Sonne, das durch die Wolken bricht“. Die Stärke der Werte korrespondiert mit der Kraft, die von einer tief in die Erde gesenkten Wurzel ausgeht. Das bestätigt die Weisheit Burundis im folgenden Sprichwort: „Agashitsi ka kera kavumbika umuriro.“ (Die alte (Holz)-Wurzel hält länger das Feuer). Hier wird nicht nur gemeint, dass ältere Menschen und ihre Weisheit

geschätzt werden, sondern auch jene Werte, die als Tradition das Unwetter überlebt haben und noch lebendig sind. Menschen, die diese Wurzel pflegen, sollten immer geehrt werden. Und es lebe und entwickle sich weiter unsere Gemeinde Kleinrinderfeld.

Kapelle in Limbachshof





Vorwort

VON EVA MARIA LINSENBREDER

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, verehrte Leserinnen und Leser,

Kleinrinderfeld darf in diesem Jahr auf die erste urkundliche Erwähnung im Jahr 1060 zurückblicken. Ein solches Jubiläum ist nicht nur ein Anlass zum Feiern, sondern lädt auch dazu ein, zurück und nach vorn zu blicken. Zurück auf die Vergangenheit, die unsere Gemeinde zu dem gemacht hat, was sie heute ist, und nach vorn in die Zukunft, in der wir uns weiterhin behaupten und den hier lebenden Menschen eine gute Existenz und nachhaltige Lebensgrundlage bieten wollen.

Wenn wir durch Kleinrinderfeld gehen, können wir hier und da auf Zeugnisse vergangener Zeiten treffen. Alte Gebäude sind stehen geblieben, hohe Steinmetzkunst im Friedhof gibt Auf- und Rückschluss über die, die vor uns lebten, alte Bräuche haben sich erhalten. Sie künden vom Wirken zahlreicher Generationen, die hier ihr Auskommen gefunden und zur Entwicklung unserer Gemeinde beigetragen haben. Es ist eine wechselvolle Geschichte mit manchen Höhen und Tiefen, auf die wir in diesem Jahr zurückblicken und die Kleinrinderfeld sein unverwechselbares Gepräge gegeben hat. Von Freude und Leid der Bewohnerinnen und Bewohner ließe sich viel erzählen und von ihrem Willen, ihr Leben zu meistern und es zu etwas zu bringen. Große Schlachten und hochpolitische Konferenzen haben hier nicht stattgefunden, doch die

Auswirkungen der „großen“ Politik waren in unserem Ort dennoch stets gegenwärtig. Aber Geschichte, das ist ja nicht nur der Wandel von Herrschafts- und Gesellschaftssystemen, das sind auch die Geschehnisse der „einfachen“ Menschen. Der Menschen, die das Land urbar machten, die Dörfer und Städte aufbauten, die geknechtet wurden und sich wehrten, die ihren alltäglichen Verrichtungen nachgingen. Geschichte schreiben nicht nur die Großen, sondern alle, die in einem Ort ihre Spuren hinterlassen und dessen Tradition prägen.

Über die Menschen, die hier zuerst siedelten, ist nicht so viel bekannt. Das erste wirkliche Gemeindeleben entwickelte sich um Kirche und Brunnenplatz. Die Last der Abgaben und Steuern war für unsere Vorfahren oft bedrückend; hochherrschaftliche Fehden, gewaltsame politische Auseinandersetzungen und Kriege hatten verheerende Auswirkungen; Krankheiten und Seuchen, Unwetter und Feuersbrünste machten so manche Anstrengungen zunichte. Aber Kleinrinderfeld mit den Weilern Limbachshof und Maisenbach konnte sich immer wieder erholen. Es gelang nicht nur, Zerstörtes neu aufzubauen, sondern



man schaffte es auch immer wieder, etwas für die Verbesserung der Lebensqualität zu tun. Schon bald gab es eine erste Schule; Einrichtungen und Vereine für kulturelle und sportliche Aktivitäten folgten.

Vieles, was unseren Ort lebens- und liebenswert macht, wurde durch gemeinsame Anstrengungen der Bürgerinnen und Bürger erreicht. Zwar sind wir sicher keine „Mustergemeinde“, in der unter den Einwohnern stets Eintracht herrscht; auch wir kennen Streit und Miss-

gunst, Auseinandersetzungen und Interessengegensätze. Doch in Notlagen haben unsere Bürgerinnen und Bürger immer zusammengestanden und gemeinsam gehandelt. Sie taten das insbesondere – aber nicht nur – weil sie wussten, dass sie aufeinander angewiesen sind. Wenn es, um nur ein Beispiel zu nennen, in früheren Jahrhunderten brannte, dann wurde jede Hand zum Löschen gebraucht, damit wenigstens ein Teil des betroffenen Gebäudes oder Hofes gerettet werden konnte und damit das Feuer nicht auf den ganzen Ort übergriff. Und wenn es heute im übertragenen Sinne brennt, dann finden die Kleinrinderfelder genau wie früher zusammen.





Es gibt, wie ich immer wieder feststellen durfte, eine große Verbundenheit der hier Lebenden mit ihrer Gemeinde. Sie fühlen sich hier zugehörig; ihre Identität ist von der Ortsgeschichte geprägt. Insbesondere heute ist das unübersehbar – haben sich doch nahezu alle Vereine und Organisationen in der einen oder anderen Weise an der Ausgestaltung der Jubiläumsfeierlichkeiten beteiligt. Sie zeigen, dass es ihr Ort und ihr Jubiläum ist, das wir heute alle gemeinsam begehen.

Denn Kleinrinderfeld ist unser aller Heimat; sowohl für diejenigen, die hier aufgewachsen sind, als auch für die Menschen, die sich später bei uns verankert haben. Kleinrinderfeld ist der Ort, in dem wir verwurzelt sind, in dem wir uns angenommen oder wohl fühlen. Ich weiß, Heimat ist kein ganz unproblematischer Begriff, wurde er doch schon politisch missbraucht oder musste für verkitschte Darstellungen herhalten. Doch beim richtig verstandenen Heimatgefühl geht es nicht um Machtansprüche oder realitätsferne Vorstellungen von heiler Welt, sondern um den ganz menschlichen Wunsch nach Verwurzelung und Zugehörigkeit. Eine Zugehörigkeit, die nicht fraglos alles akzeptiert, sondern bei aller Zuneigung auch Kritik kennt.

Ein solches Gefühl von Verbundenheit rufen vor allem die regionalen oder lokalen Lebensbereiche hervor, in denen der Einzelne lebt und tätig wird. Bekannte Namen, vertraute Klänge, ein überschaubarer Raum – sie geben Orientierung und stiften eine Verbindung zwischen den

Menschen. Heimat, das ist weniger ein großes Land, das ist eher ein kleiner Ort oder eine bestimmte Region, zu denen jemand eine Beziehung entwickelt hat, weil er dort aufgewachsen ist oder seit längerem lebt. Der Bezug zum Herkunfts- oder Wohnort mag gerade heute, in Zeiten der Globalisierung, an neuer Bedeutung gewinnen. Denn wenn Entscheidungen auf immer weiter entfernten Ebenen fallen und alles immer stärker vernetzt wird, brauchen die Menschen einen Fixpunkt, an dem sie sich auskennen und mitreden können. Das hat nichts mit Provinzialität zu tun, sondern mit dem Wunsch, bei aller Weltoffenheit auch ein Zuhause zu haben, also irgendwo verankert zu sein und mitbestimmen zu können.

In Kleinrinderfeld haben wir ein Umfeld, das in Größe und Zuschnitt überschaubar ist. Das empfinden, wie ich aus vielen Begegnungen weiß, die Bürgerinnen und Bürger als angenehm. Jeder erfährt, was hier vor sich geht; jeder weiß, wie es zu politischen Entscheidungen kam; jeder hat die Möglichkeit, sich zu Gehör zu bringen. Das hat dazu beigetragen, den Zusammenhalt in der Gemeinde zu fördern.

Die Bereitschaft, sich zu beteiligen und sich für das Gemeinwohl zu engagieren, sie wird auch in Zukunft gebraucht. Gerade kleine Kommunen müssen neue Wege suchen, um sich gegenüber größeren Städten und Gemeinden oder der Konkurrenz aus anderen Ländern zu behaupten und ihre Eigenständigkeit zu wahren. Sie sind,

wie in der Vergangenheit, auf die Initiative, die Fantasie und die Tatkraft ihrer Bewohnerinnen und Bewohner angewiesen. Wie der Rückblick auf unsere Ortsgeschichte zeigt, haben die Kleinrinderfelder schon viele Herausforderungen gemeistert und deshalb können wir, davon bin ich überzeugt, mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

Uns allen darf ich ein frohes, gut nachbarschaftliches Jubiläumsjahr und vor allem eine gute Zukunft, getragen durch Gottes reichen Segen, wünschen.

An dieser Stelle darf ich mir erlauben, seiner Exzellenz, Dr. Friedhelm Hofmann, Bischof von Würzburg, herzlich für die Übernahme der Schirmherrschaft zu danken. Diese noble Geste ist uns Freude und Ehre zugleich.

Ihre



Eva Maria Linsenbreder
Erste Bürgermeisterin





Zur Geschichte von Kleinrinderfeld

VON FRANZ STADLBAUER

Unerforscht ist der Zeitpunkt, zu dem die erste Siedlung Kleinrinderfeld entstand. Aus dem St.-Martins-Patrozinium der Pfarrkirche und der Namensendung „-feld“ kann auf eine alte, spätmerowingische Siedlung geschlossen werden, da dem fränkischen Nationalheiligen St. Martin, Bischof von Tours, vor allem im 8. Jahrhundert viele Kirchen geweiht wurden.

Schriftliche Erwähnung fand Kleinrinderfeld erstmals im Jahre 1060. Die im Staatsarchiv Würzburg lagernde Urkunde vom 22. Juni 1060, mit der König Heinrich IV. dem Würzburger Bischof Adalbero einen Wildbann (=Jagdrecht) im Raum Kleinrinderfeld verlieh, spricht bereits hier von der Ansiedelung „Rindervelt minore“ (=das kleine Rinderfeld).

Siedlungsgeschichtliche Nachweise reichen im Kleinrinderfelder Raum bis in die Jungsteinzeit (ca. 3500 v. Chr.) zurück. Sie setzen sich fort in der Bronzezeit (ca. 1550 bis 1250 v. Chr.; Hügelgräber, Ganzkörperbestattung, Grabhügel im Guttenberger Wald), in der beginnenden Eisenzeit (ca. 1250 bis 750 v. Chr.; Urnenfelderzeit, Leichenbrand in Urnen bestattet, Bestattungsareal in der Nähe des heutigen Wasserhauses) und in der keltischen Zeit des westlichen Hallstattkreises (ca. 800 bis 400 v. Chr.; frühkeltischer Fürstensitz auf dem Würzburger Marienberg, große Grabhügel im Guttenberger Wald, Ausgrabungen einer hallstattzeitlichen Grabhügelgruppe ca. 2.100 m südlich der Kirche).

Siedlungsgeschichtliche Funde fehlen jedoch noch aus der La-Tène-Kultur der Kelten (ca. 400 v. Chr. bis in die Zeit um Christi Geburt), die durch eine Verlagerung der keltischen Kerngebiete gekennzeichnet ist (Belagerung Roms, Gründung von Ankara, Ungarnbesiedelung, usw.) und aus der Zeit der Völkerwanderung (ab Christi Geburt bis ca. 500 n. Chr.), in der thüringisch bzw. alamanisch beeinflusste Besiedelung angedacht werden könnte.

Mit den Siegen der Franken über die Alamannen (479 bis 506 n. Chr.) und über die Thüringer (511 bis 531 n. Chr.) wurde der Raum Kleinrinderfeld in das fränkische Großreich der Merowinger (König Chlodwig I. – 481 bis 511 n. Chr.) integriert (fränkische Kolonisation; Hoheitsgebiet um Würzburg – Uburzis).

Die Gründung des Bistums Würzburg 742 n. Chr. durch Bonifatius hatte vermutlich zumindest indirekte siedlungsgeschichtliche Ausstrahlung auf das Gebiet Kleinrinderfeld und sei es nur in der Form, dass das Erzstift Mainz seine östlichen Grenzorte Kleinrinderfeld und Kist im mainzischen Landkapitel Taubergau bewusster beobachtet haben mag.

Die Zugehörigkeit zum Erzstift Mainz war jedoch in der Folge kein Hinderungsgrund dafür, dass im Zusammenhang mit der in dieser Zeit üblichen Leibeigenschaft (Abgaben, Frondienste, ...) sich die grundherrlichen Bindungen mehr in Richtung Würzburg als in Richtung Mainz ausrichteten.

Die Zugehörigkeit des Ortes bzw. einzelner Huben zum Landadel der Zobel von Guttenberg und der Geyer von Giebelstadt sowie zu den Klöstern Himmelspforten, St. Jakob, Engelgarten bzw. Paradeis und zum Haus des Deutschen Ordens zeigt die stärkere Orientierung in Richtung Würzburg.

Mit der Übernahme der zobelschen und geyerschen Rechte an Kleinrinderfeld durch den Würzburger Bischof Lorenz von Bibra (1510 bzw. 1518), der Eingliederung von Kist und Kleinrinderfeld in das Territorium des Hochstiftes Würzburg (1585) und dem Übergang der geistlichen Jurisdiktion der Pfarreien Kist und Kleinrinderfeld an das Hochstift Würzburg (1656) wurde die endgültige Ausgliederung aus dem Erzstift Mainz vollzogen. Die gezielte Kauf- und Entsiedlungspolitik der Würzburger Bischöfe führte im Raum Kleinrinderfeld zu umfangreichen bischöflichen (jetzt ausmärkischen) Waldflächen (Guttenberger und Irtenberger Wald), die heute noch die Gemeindeflur Kleinrinderfelds begrenzen und einengen.

Hohe Belastung durch Abgaben, Fron und Wildschäden hielten die Bevölkerung über Jahrhunderte hinweg relativ arm – die 1445 getroffene Feststellung „die armen Leuthe“ galt auch in der Folge. Die Besiedlungskontinuität des Ortes wurde jedoch nicht einmal im 30-jährigen Krieg unterbrochen; langsam stiegen die Bevölkerungszahlen der meist kleinbäuerlichen Einwohner mit darauf ausgerichteten Handwerkern.



Die Säkularisation des Hochstiftes Würzburg 1802/1803 brachte den Anschluss an Bayern, der nach kurzem Interregnum des Großherzogtums Österreich-Toskana (1805 bis 1814) im Jahre 1814 endgültig vollzogen wurde.

Die Bauern waren nunmehr Grundholde (Grunduntertanen) des Staates – allerdings mit der Möglichkeit, das Obereigentum des Staates an ihren Gütern finanziell abzulösen (theoretisch – arme Bevölkerung!).

Erst die Revolution 1848 beseitigte das Feudalsystem der Grunduntertanen endgültig (die Ablösung des Obereigentums der Feudalherren wird obligatorisch; die Fronverpflichtungen fallen weg; die Zehnten werden abgeschafft). In diese Zeit fällt auch der Beginn des gezielten Abbaus von Muschelkalkstein, der dem Dorf einen steten Aufschwung bescherte.

Zur Gemeinde Kleinrinderfeld gehören neben dem Hauptort noch die beiden Weiler Limbachshof und Maisenbachhof. Beide Ansiedlungen – insbesondere Limbachshof – waren in der Vergangenheit wohl bedeutender, sind dann aber siedlungsgeschichtlich in den Hintergrund getreten.

Der Name Limbachshof könnte sich auf einen mit Lindenbäumen bestockten Bachbereich beziehen; denkbar ist aber auch sein Ursprung im mittelhochdeutschen Wort „lint“ für „klein“ – also „Hof am kleinen Bach“ – (analoge Beispiele dazu sind: „Rihinpah“ für „Reichenbach“ oder „Lintpah“ für „Limbach“).

Der Name Maisenbachhof könnte auf besonderen Vogelreichtum (Meisen) hindeuten; wahrscheinlicher ist aber, dass es sich hier um eine Holzeinschlagstelle – eine Rodung – handelte (mittelhochdeutsch: „maiz“ = Holzschlag; „maizzen“ = schlagen oder hauen).

Zusammenfassend können wir sagen, dass Kleinrinderfeld eine liebenswerte, unterfränkische Gemeinde im Umfeld von Würzburg ist, deren Wurzeln im Erzstift (Bistum) Mainz liegen, die 1585 dem Hochstift (Bistum) Würzburg zufiel und seit 1814 zu Bayern gehört.

Landwirtschaft, Handwerk und Steinindustrie waren seit je her die wirtschaftliche Grundlage des Ortes und prägen sein Bild noch heute.

Kleinrinderfeld

EIN ORT AN DER WEINSTRASSE

Auf der rechts abgebildeten Karte aus dem 16. Jahrhundert sind unter anderem auch die Orte „Kleinrinderfeld“ (Kleinrinderfeld) mit „Limpach“ (Limbachshof) und „Meisenbach“ (Maisenbachhof) sowie die untergegangenen Orte „Bronn“ und „Rorensehe“ dargestellt.

Der Grund für die Kartierung war wohl die im Jahre 1583 vereinbarte Verlagerung des Würzburger Geleits (Zollhoheit) nach Westen in den Irtenberger Wald und die in diesem Zusammenhang ebenfalls getroffene Festlegung, dass die sogenannte „Weinstraße“ nunmehr die Grenze zwischen dem fürstbischöflich-würzburgerischem und erzbischöflich-kurmainzischen Gebiet sein soll.

Die beiden Altstraßen, auf die sich diese Vereinbarung bezieht, sind die von Osten nach Westen verlaufende „Nürnberger Geleitstraße“ (= Kaiserstraße) von Nürnberg über Würzburg – Höchberg – Kist – Irtenberg – Gerchsheim – Tauberbischofsheim bis nach Frankfurt/Main und die von Süden nach Norden verlaufende „Weinstraße“ von Aub über Giebelstadt – Ingolstadt – Moos – Kleinrinderfeld – Oberaltertheim – Neubrunn nach Wertheim.

Kleinrinderfeld lag demnach an einer Altstraße, der sogenannten „Weinstraße“, deren Benutzung weit in die Zeitgeschichte zurückreicht. Für den Ort war dies sicherlich bedeutungsvoll, da in einer Zeit der vergleichsweise geringen Mobilität – ohne Medien – die Verbindung nach außen immer gegeben war.

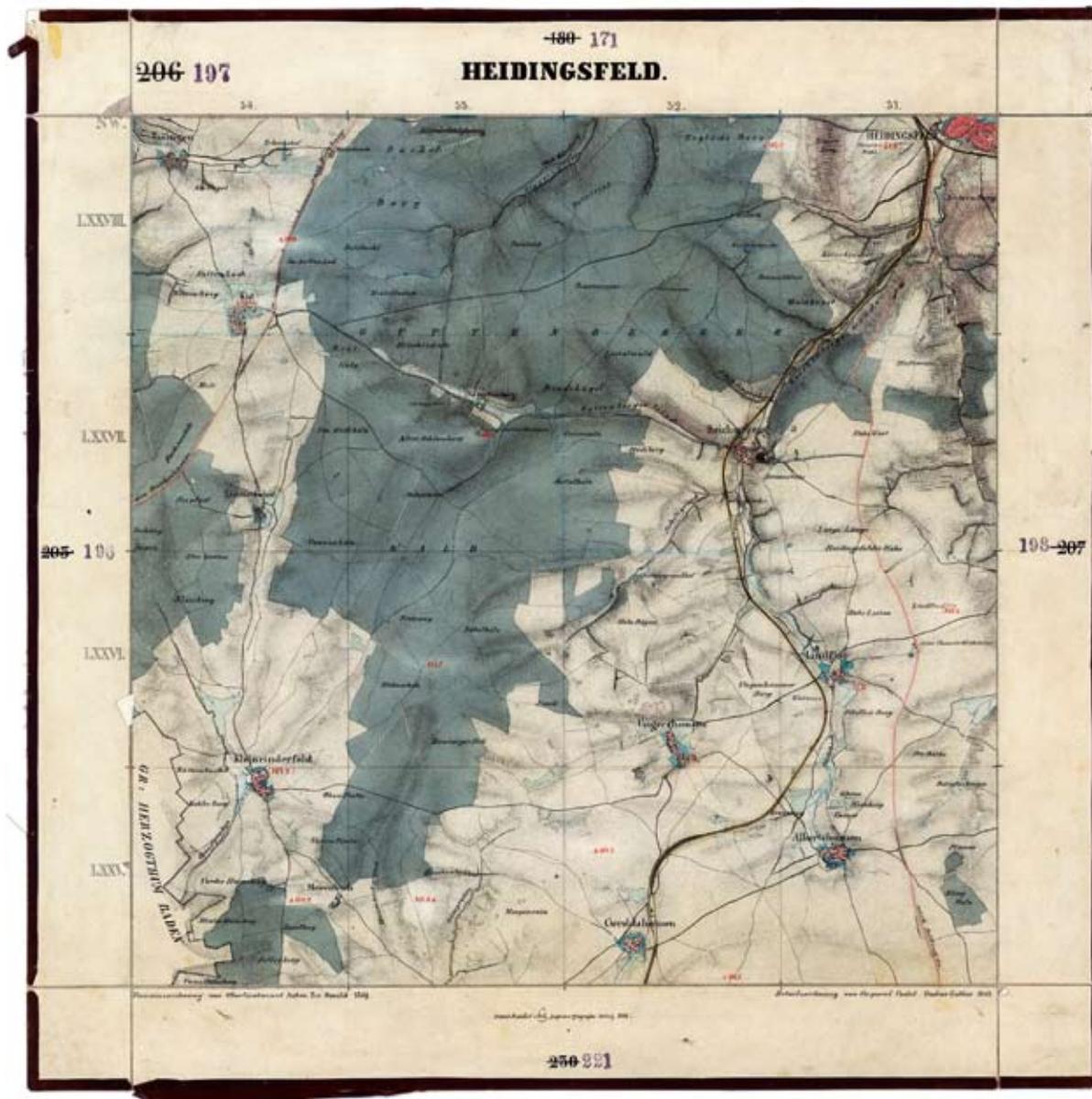
Im Bewusstsein des Ortes ist die Bezeichnung und



Lage der Weinstraße noch vorhanden. Ob tatsächlich das Getränk „Wein“ für die Namensgebung der Straße verantwortlich war, ist historisch nicht belegt.

Geleitwegekarte: StaWü, MRA, K 275/52





Urpositionsblatt, Kartengrundlage: Positionsblatt Nr. 197
Heidingsfeld aus dem Jahr 1849 © Landesamt für
Vermessung und Geoinformation 2009







Stillstand der Zeit

DER SIMONSHOF IM FRÄNKISCHEN FREILANDMUSEUM BAD WINDSHEIM

VON HERBERT MAY

In der Baugruppe „Frankenhöhe – Steigerwald – Maingebiet“ des Freilandmuseums Bad Windsheim ist seit Sommer 2002 die Hofanlage aus Kleinrinderfeld (Landkreis Würzburg) zu besichtigen.¹ Bei seiner „Entdeckung“ zu Beginn der 1990er Jahre barg das eher unscheinbare, verputzte Wohnstallhaus eine gehörige Überraschung: Man fand einen Großteil der Räume mit einer Möbeleinrichtung vor, die weitgehend der Zeit um 1900 entstammen dürfte – und dies vor allem in der Guten Stube im Obergeschoß in einer beeindruckenden Unversehrtheit. Es war, als ob die Zeit für eine lange Weile stillgestanden wäre. Auch das übrige Inventar war noch zahlreich vorhanden: Küchengeschirr, Töpfe, Trachten, Wäsche, die gesamte Aussteuer der letzten Hausbewohnerin, Backutensilien, Chromlithographien mit religiösen Motiven, Stallgeräte und vieles mehr. Drei Tage waren für den Umzug der gesamten mobilen Ausstattung ins Museum notwendig. Wie war es möglich, dass sich das Inventar in dieser einzigartigen Vollständigkeit bis in unsere Zeit erhalten konnte, ohne nach dem Zweiten Weltkrieg zerstreut oder in der Wirtschaftswunderzeit ‘runderneuert’ zu werden? Wie konnte sich überhaupt dieses Haus in die 1990er Jahre hinüberretten? Ein Haus, dessen Wohnstandard den 1930er Jahren entsprach, ohne sanitäre Anlagen, ohne Heizung, bis 1991 sogar noch mit Deutschem Kamin – ein Fossil in einem Dorf, dessen historische Bausubstanz in den letzten Jahrzehnten gründlich hinweggefegt wor-

den ist. Durch archivalische Recherchen und Befragungen von Verwandten und Hausnachbarn kam man der Haus- und Hofgeschichte des Simonshofes, benannt nach Simon Borst, einem früheren Hofbesitzer, auf die Spur. Doch soll vorher ein kurzer Blick auf die Baugeschichte der Hofgebäude den Handlungsrahmen der Hofgeschichte deutlich machen.

Die Hofanlage und ihre Gebäude

Kleinrinderfeld liegt südlich von Würzburg im so genannten Ochsenfurter Gau, einem der fruchtbarsten Ackerbaugebiete in Unterfranken. Das nur wenige Kilometer südlich von Würzburg gelegene mehrteilige Straßendorf stand jahrhundertlang im Einflussbereich des Hochstifts Würzburg und zählte am Vorabend der Säkularisation 496 Bewohner in 80 Häusern. 100 Jahre später hatte sich die Einwohnerzahl der Ortschaft im Bannkreis der Mainmetropole mehr als verdoppelt und die Bebauung stark verdichtet. Zum wichtigsten Wirtschaftsfaktor in Kleinrinderfeld war durch den Abbau des reichlich vorhandenen Muschelkalksteins mittlerweile die Natursteinindustrie geworden.

Das Hofensemble umfasste ein Wohnstallhaus, eine großen Scheune, einen Pferdestall, einen Schweinestall und einige Remisen. Außer dem stark auffälligen rückwärtigen Scheunenteil, dem unter der Scheune befindlichen Rübenkeller und den Remisen sind sämtliche Ge-

bäude nach Bad Windsheim transloziert worden. Während die genannten Nebengebäude allesamt während des 19. Jahrhunderts in Muschelkalkstein errichtet worden sind, stammt das Wohnstallhaus nach einer Inschrift an einem Balken des traufseitigen Fachwerkgefüges wie auch nach archivalischen Unterlagen und der dendrochronologischen Untersuchung aus dem Jahre 1779. Das stattliche zweigeschossige Gebäude war zuletzt vollständig verputzt und bestand – abgesehen von dem massiv erneuerten Stallbereich – aus konstruktivem Eichenholz-Fachwerk mit wandhohen Streben, das auf einem Sockel aus heimischem Muschelkalkstein lagerte. Nicht nur das äußere Erscheinungsbild, auch die Grundrissaufteilung repräsentiert einen Haustypus, den man als durchaus exemplarisch für den Ochsenfurter Gau bezeichnen kann.² Im vierzonigen Grundriss des Erdgeschosses befindet sich links des Flurs die Stube, in der durch eine restauratorische Befunduntersuchung mehrschlägige Schablonierungen festgestellt werden konnten, dahinter ist eine Schlafkammer. An die hinter dem Flur liegende Küche schloss sich an der Traufseite bis 1958 ein Back- und Dörrhaus an, das zwischen 20 und 25 Laib Brot fassen konnte. Unter der Wohnzone liegt der Gewölbekeller, hier lagerte vor allem der selbst hergestellte Most. Von der Küche gelangt man in einen noch

*Der Simonshof:
wiederaufgebaut im Freilandmuseum Bad Windsheim*





*Der Simonshof:
wiederaufgebaut im Freilandmuseum Bad Windsheim*



Der Simonshof: Küche und Vorratskammer





nach 1945 als Brennerei genutzten Raum, der vielleicht früher als Milch- oder Futterkammer gedient haben mag. Rechts des Flurs erstreckt sich über zwei Zonen der um 1900 im Bezug auf die Wände und die Decke erneuerte Stall. Das Obergeschoß besteht aus der schon erwähnten Guten Stube, einer Vielzahl von Kammern, die überwiegend als Schlafkammern für die Familienangehörigen genutzt wurden, und einem Abort, der zuletzt aber völlig eingefallen war.

Im Gewölbekeller fanden sich zwei wichtige Indizien für einen Vorgängerbau. Zum einen war dort eine Baufrage sichtbar, die auf eine mit dem Neubau von 1770 verbundene Kellererweiterung schließen lässt.³ Zum anderen ist das Kellerportal mit der allerdings nach innen gewandten Jahreszahl 1581 versehen.

Zur Hofgeschichte

Bemerkenswert ist die Besitzerkontinuität des Hofes: Von 1779 bis zur Übernahme durch das Fränkische Freilandmuseum zu Beginn der 1990er Jahre gehörte der Hof – mit einer kleinen Unterbrechung – der Familie Scheuermann / Borst. Um 1770 weist das Lehenbuch des Hochstifts Würzburg „ein wohnhäuslein, ein Stall, ein scheuern, ein baumgarten“ als Teil eines Großhoflebens aus. Um 1830 zählte der Hofbesitzer Peter Borst mit fast 40 Hektar Wirtschaftsfläche zu den wohlhabendsten Bauern am Ort. Auch wenn diese selbst für fränkische Verhältnisse enor-

me Hofgröße in der Folgezeit nicht mehr erreicht wurde, so blieb der Simonshof auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit 22 bis 25 Hektar Landbesitz einer der größten landwirtschaftlichen Betriebe in Kleinrinderfeld.

Entsprechend hoch war der technische Standard der landwirtschaftlichen Geräte (Getreidebinder, Beizmaschine, Heuwender, Grasmäher, Pferderechen, Obstmühle, Kelter), von denen ein Teil bereits elektrisch betrieben worden ist, denn 1922 wurde Kleinrinderfeld ans Stromnetz angeschlossen. Neben zwei Grundmodellen von Wagen – einem Kastenwagen für Rüben und einem Leiterwagen – besaß die Familie auch eine Kutsche, einen sogenannten Jagdwagen, von denen sich Polsterteile erhalten haben, sowie einen großen Schlitten. Der Besitz einer Kutsche kennzeichnet zusätzlich die Position des damaligen Hofbesitzers Adam Borst (1878-1930) und seiner Frau Elisabeth (1877-1959) in der sozialen Hierarchie des Dorfes. Sie waren offenbar lange Zeit die einzigen im Dorf, die ein solches Statussymbol besaßen. Ein Fahrrad konnte der Hofbesitzer ebenso sein Eigen nennen, auch hier soll es sich um das erste Exemplar in Kleinrinderfeld gehandelt haben.

Zum Hof gehörten ungefähr vier Kühe, vier bis sieben Kälber, zwei bis drei Rinder, zwei Ochsen, zwei bis drei Pferde, einige Schweine, Stallhasen, Hühner, Truthähne, Enten, Gänse, Tauben (in einem Verschlag im Dach des Wohnstallhauses) und auch ein Hofhund, dessen Hunde-

hütte unter der Treppe zum Futterboden des Pferdestalls gestanden hat.

Die Fäden des betrieblichen wie auch des privaten Lebens liefen in der Stube zusammen: Hier wurden die Mahlzeiten eingenommen, hier saß Elisabeth Borst abends und strickte oder nähte, während ihr Ehemann am – leider nicht mehr existierenden – Sekretär die bürokratischen Hofangelegenheiten regelte. Die Gute Stube im Obergeschoß wurde dagegen nicht bewohnt, in ihr standen, zum Schutz meist durch Tücher abgedeckt, die von Elisabeth Borst in die Ehe gebrachten besten Möbel zur Zierde und zum Vorzeigen. Hier konnte man zeigen, was man hatte. Die Küche war reiner Arbeitsraum und keine Wohnküche, gespeist wurde hier nie.

Nach dem Tod von Adam Borst im Jahre 1930 übernahm sein 19jähriger Sohn Hermann die Hauptverantwortung für den Hof. Die bäuerlichen Arbeiten in den 1930er Jahren wurden im wesentlichen von den Familienangehörigen erledigt. Die schwere Feldarbeit, die mit Pferden verrichtet wurde, lastete dabei auf dem noch jungen Hofinhaber. Hildegard Borst, seine Schwester, half auch auf den Feldern, ihr hauptsächlicher Verantwortungsbereich war jedoch das Melken der Kühe und die Ablieferung der Milch beim örtlichen Milchhaus. Die Mutter war für den häuslichen Bereich zuständig.

Die „gute Stube“ im Obergeschoss des Wohnhauses





Neben den Familienangehörigen haben auch die Nachbarn, die einen sehr kleinen Hof mit höchstens einem Hektar Grund und Boden besaßen, über einen längeren Zeitraum kontinuierlich auf den Feldern der Borst gearbeitet. Hermann Borst zahlte diese Arbeitsleistung der Nachbarn nicht mit Geld aus, sondern er bearbeitete die Felder des benachbarten Kleinsthofes mit, stellte dazu die eigenen Geräte zur Verfügung und verköstigte die Helfer. Für den mithelfenden Nachbarssohn, der vom achten Lebensjahr bis zum Ende der Schulzeit am Simonshof beschäftigt war, bedeutete die Arbeit auf den Borstschen Äckern im Rückblick so etwas wie der Verlust der Kindheit: Wenn seine Spielkameraden zum Sport gingen, musste er auf den Acker. Er arbeitete gewöhnlich von 12 bis 18 Uhr, danach gab es reichhaltige Vesper in der Stube, zubereitet von Elisabeth Borst. Wenn er benötigt wurde, klopfte Elisabeth Borst an das Fenster des Nachbarhofes, in den Schulferien geschah dies bisweilen schon um vier Uhr in der Früh.

Auch die Verwandten unterstützten die Borst bei Bedarf. Knechte oder Mägde scheinen zumindest in den 1920er und 1930er Jahren nicht am Hof gearbeitet haben. Nur zur Erntezeit oder an den Dreschtagen reichten die vorhandenen Arbeitskräfte nicht mehr aus, dann wurden Tagelöhner angestellt. Eine Gewährsperson kann sich an Helfer erinnern, „kernige Männer“, wie sie sagte, die beim Dreschen sogar zwei Zentner schwere Getreidesäcke

durch das ganze Wohnhaus in den als Getreidespeicher fungierenden Dachboden geschleppt haben. Die Dreschmaschine lief von fünf Uhr bis elf Uhr und von zwölf Uhr bis 18 oder 19 Uhr. Der Mähbinder hat derweil das Stroh gebunden, das dann in den Scheunenboden geschafft wurde.

Es schien nicht schlecht bestellt zu sein um die Zukunft des Simonshofes. Der junge Hofinhaber machte seine Sache gut, er hatte auch eine Freundin – gemeinsame Zukunftspläne waren vielleicht schon geschmiedet. Doch es kam anders. Die Einberufung Hermann Borsts zum Kriegseinsatz im Zweiten Weltkrieg bedeutete einen schweren Schlag für den Simonshof, es fehlte der Hauptverantwortliche und zudem einer der wichtigsten Arbeitskräfte. Ausgeglichen wurden dieser Verlust durch den Einsatz⁴ von „Zwangsarbeitern“, Kriegsgefangene, die vom nationalsozialistischen Regime zu landwirtschaftlichen oder industriellen Arbeiten gezwungen wurden. In Kleinrinderfeld kamen Zwangsarbeiter bei insgesamt 31 Bauern sowie in den Steinwerken und bei der Forstverwaltung zum Einsatz. Ein belgischer und ein französischer Zwangsarbeiter wurden dem Simonshof zugeteilt, auch eine Polin hat im Haus mitgeholfen. Anfangs übernachteten sie noch in einem Wohnlager an der Straße nach Kist, später wohnten sie jedoch im Obergeschoß des Simonshofes.

Hermann Borst kam aus dem Krieg nicht mehr zurück, er ist in Russland vermisst. Dies war der Anfang vom Ende

des landwirtschaftlichen Betriebes auf dem Simonshof. Nach dem Krieg ist die bäuerliche Arbeit noch eine Weile von einem Breslauer Flüchtling ausgeführt worden, der mit seiner Mutter und einem Kind auch in dem Haus wohnte und nebenbei auf dem Hof einen Pferdehandel betrieb. Doch 1953 war es damit auch vorbei, der Hof wurde aufgegeben.

Fortan lebten nur noch die Mutter des kriegsvermissten Hofbesitzers, Elisabeth Borst, mit ihrer Tochter Hildegard auf dem großen Hof, die Felder wurden an Bauern im Dorf verpachtet. Nach dem Tod der Mutter im Jahre 1959 wohnte die Tochter schließlich alleine im Haus. Daran sollte sich bis zu ihrem Tod im Jahre 1991 nichts ändern.

Hildegard Borst war in ihrer Jugend „*ein kluges und schönes Mädl*“ (*Zeitzeugin Emilie Michel, Wolkshausen*), sie war lebenslustig und ging mit ihrer Cousine Emmy Michel oft ins Kleinrinderfelder Gemeindehaus oder nach Wolkshausen, wo die Verwandtschaft eine Gastwirtschaft betrieb, zum Tanz. Das Schicksal ihres Bruders hat sie nur schwer verwinden können. Noch in den 1960er Jahren rechnete sie fest mit seiner Rückkehr und verband damit die Hoffnung auf die Fortsetzung der Hofbewirtschaftung. Dieser Glaube an die Rückkehr des Bruders war nach Aussage der Befragten ein Grund dafür, dass sie im Haus keine Veränderungen duldete und das Inventar nicht veräußerte. Erst sehr spät und aufgrund bürokratischer Zwänge hat sie Hermann Borst für tot erklären lassen.



Von den Befragten wird Hildegard Borst als äußerst sparsam und absolut bedürfnislos beschrieben, obwohl sie mit den Pachteinnahmen finanziell bestens gestellt war. Mehrfach hat man ihr im Dorf vorgeschlagen, Äcker zu verkaufen und aus dem Erlös sich auf dem großen Gartengrundstück ein neues kleines Häuslein – sozusagen die Austragwohnung – bauen zu lassen, in dem sie den Lebensabend hätte verbringen können. Doch sie verkaufte nichts und blieb – von den Dorfbewohnern und der Verwandtschaft mit Verständnislosigkeit quittiert – in ihrem ofenbeheizten und ohne jeglichen sanitären und sonstigen Komfort ausgestatteten Haus, an dem sich zunächst auch weiterhin nichts verändern sollte. Erst 1991, unmittelbar vor ihrem Tod, ließ sie widerwillig und auf massiven behördlichen Druck anstelle des immer noch vorhandenen Deutschen Schlotes einen modernen Kamin einbauen, der gar nicht mehr verputzt werden konnte, da sie kurz nach der Fertigstellung starb. Nicht sehr viel früher muss auch die neue Falzziegeldeckung auf das Dach gekommen sein, weil die alte Dachhaut aus Biberschwänzen undicht geworden war. Erst wenn es gar nicht mehr anders ging, wenn es durchs Dach regnete oder die Baupolizei drohte, wurden Veränderungen zugelassen.

*links: Die letzte Bewohnerin des Hauses, Hildegard Borst, als Kommunionkind, um 1922.
rechts: Hausmadonna und Inschrift am (später überputzten) Fachwerkständer. Die Datierung „1779“ verweist auf das Baujahr des Hauses.*





Ihr häusliches Alleinsein kompensierte die im Alter sensibel und leicht verletzbar gewordene Hildegard Borst mit schon fast ritualisierten Besuchen bei Nachbarn und Bekannten im Dorf, wo sie einen Plausch hielt oder sich im Winter aufwärmte. Ins Haus selbst ließ sie dagegen kaum jemanden herein. Und diejenigen, die Zugang hatten, bekamen in der Regel nur den Wohnbereich im Erdgeschoß zu sehen, die Gute Stube im Obergeschoß war auch für diesen Personenkreis tabu. Mit der fürsorglichen Behandlung der Möbel in der Guten Stube – gehegt, gepflegt und vor neugierigen Blicken ferngehalten – leistete Hildegard Borst der Mythenbildung im Dorf Vorschub. Noch zwei Jahre nach ihrem Tod wurde während der Vermessungsarbeiten im Haus von verschiedenen Dorfbewohnern der Wunsch geäußert, doch einmal die „*schönen alten Möbel*“ dieser Stube sehen zu dürfen.

In den letzten Lebensjahren beschränkte sich ihr Aktionsradius im Haus in der Hauptsache auf die Stube und die Küche im Erdgeschoß, selbst die Schlafkammer benutzte sie nicht mehr. *„Die ist ja nicht mehr runter in den Keller, sie hat alles im Gang stehen gehabt. Die war bloß noch in diesen paar Räumen. Im Stall hat sie Sachen aufbewahrt, das Holz und alles war da drin und ihre Geräte. Aber gewohnt hat sie hauptsächlich im unteren Wohnzimmer. Die Couch, wo da kaputt ist, da drin hat sie geschlafen zuletzt, die ist gar nicht mehr ins Schlafzimmer gegangen. Die lag bloß noch in dem einen Raum, zum*

Kochen ging sie vielleicht noch ein wenig in die Küche, aber ich glaub’, auch das nicht mehr oft.“ (Zeitzeugin *Emilie Michel, Wolkshausen*) Auf dem zitierten Sofa wurde Hildegard Borst im September 1991 auch gefunden: Sie hatte einen Schlaganfall erlitten, dem sie nur wenige Tage später in einer Würzburger Klinik erlag.

Dies bedeutete das Ende einer langen und glanzvollen Hofgeschichte. Heute, nach dem Abbau der Gebäude, erinnert fast nichts mehr an den Simonshof, der einst zu den größten und modernsten Höfen Kleinrinderfelds zählte. Die Diskrepanz ist offenkundig: Ein Hof, der einst fortwährend im baulichen wie auch im gerätetechnischen Bereich modernisiert wurde und diesbezüglich immer auf der Höhe der Zeit gewesen ist, hatte zuletzt nur noch musealen Charakter. Der entscheidende Bruch in der Hofgeschichte kam mit dem Kriegsschicksal des Hofinhabers. Nachdem die eigenbrötlerische Schwester und Hofnachfolgerin den Hofzustand zunächst in der vergeblichen Hoffnung auf die Rückkehr des vermissten Bruders jahrzehntelang konservierte, war sie zu einem anschließenden Neubeginn des Hofbetriebes nicht mehr in der Lage. So blieb die Zeit stehen auf dem Simonshof, fast 50 Jahre lang.

Die Präsentation des Simonshofes im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim

Mit der Übernahme des Simonshofes durch das Fränkische Freilandmuseum bot sich die einmalige Chance, das komplette und authentische Inventar einer vergangenen Zeit in seiner ursprünglichen Umgebung zu zeigen.⁵ Insofern gab der vorgefundene Zustand den gewählten Zeitschnitt im Museum vor: die 1930er/1940er Jahre. Nach sorgfältiger Dokumentation am alten Standort in Kleinrinderfeld wurden die einzelnen Räume wieder entsprechend eingerichtet. Aufgrund der im Fränkischen Freilandmuseum schon lange praktizierten Ganzteiltranslozierung – Wände werden hierbei in ganzen Teilen übertragen – konnten die teils aufwendigen Schablonenmalereien fast vollständig erhalten werden. Veränderungen baulicher Art erfolgten nur da, wo in allerjüngster Zeit Modernisierungen stattgefunden hatten: So wurde die alte Kaminsituation wiederhergestellt und auch die moderne Falzziegeldeckung durch eine Deckung mit historischen Biberschwanzziegel ersetzt.

Die „Präsenz“ von Hildegard Borst, der letzten Bewohnerin, deren Lebensumfeld der Besucher hier unmittelbar erfährt, wird durch dezente Inszenierungen verstärkt: im Flur hängt ein Mantel am Haken, in der begehbaren Stube eine Jacke über dem Stuhl, ein Stock an der Lamperie, eine Handtasche am Sofa – alles (technisch fast unscheinbar gesichert) wie gerade erst abgelegt.





Wie aber nun den Besuchern die bewegte Haus- und Lebensgeschichte(n) vermitteln, ohne den Raumeindruck zu stören? Auf erörternde Texttafeln wurde aus diesem Grunde verzichtet. Man griff auf das zwar nicht ganz neue, aber nach wie vor aktuelle Medium des Hörspiels zurück, produziert von der Hörfunkabteilung des Bayerischen Rundfunks (Studio Nürnberg).

Zwei etwa acht Minuten dauernde, durch Bewegungsmelder ausgelöste und von DVD abgespielte „Hörstationen“ wurden geschaffen: die eine in der ebenerdigen Wohnstube des Hauses und die andere in der „Guten Stube“ im ersten Obergeschoss. Das Freilandmuseum lieferte dafür die Drehbücher, die von den Mitarbeitern des Bayerischen Rundfunks nochmals bearbeitet wurden. Die erste Hörstation in der unteren Stube nimmt Bezug auf das Leben der letzten Bewohnerin Hildegard Borst in ihrer selbstgewählten Abgeschlossenheit nach dem Zweiten Weltkrieg, weitgehend beschränkt auf ihren kleinen Aktionsradius der Wohnstube.

Zu hören sind drei Personen: ein Erzähler, der die wichtigsten Eckdaten der Haus- und Familiengeschichte zusammenfasst. Dann Hildegard Borst selbst, die – mit zurückgenommener Stimme – ihre persönliche Sicht der Dinge zeichnet. Und schließlich ist da noch eine Nachbarin, im Vergleich zu den beiden anderen Stimmen eher „unprofessionell“, aber perfekt gesprochen von Eva Linsenbreder, der Bürgermeisterin von Kleinrinderfeld,

die ihre Eindrücke vom Leben Hildegard Borsts, aber auch vom baulichen Zustand des Simonshofes wiedergibt – im Dialekt des südlichen Würzburger Landkreises: *„Desdoo häddn Sie aa immer gsääng, wenn Sie vo mein Wohnzimmer rüber gschaud häddn – auf den Bauernhuff doo. Des woar fei anner vo dii grössern Bauernhiff. Nojo, schee war der fei nimmer: der Putz is vo die Wänd roogfalln, die Türn homm klapperd und die Fenster woarn nimmer dischd.“*

Dieselben Protagonisten erscheinen auch im zweiten Hörspiel in der oberen („guten“) Stube. Hier geht es in erster Linie um die Frömmigkeit im katholischen Borst-schen Haushalt, die gerade in dieser Stube durch den religiösen Wandschmuck allgegenwärtig ist. So sind die Wallfahrten ins badische Walldürn, die von der Familie fast jährlich durchgeführt wurden, ein Thema der Hörstation, aber auch die Raumnutzungen im Haus: Die Gute Stube im ersten Obergeschoss war tabu, die dort aufgestellten Möbel – weitgehend die Aussteuer von Hildegard Borsts Mutter – dienten der Repräsentation und nicht Wohnzwecken. Zuletzt begannen sich sogar Dorflegenden um diese Möbel zu ranken, weil man von ihnen zwar wusste, sie aber nie zu Gesicht bekam. All das erfährt man auch im Hörspiel.

Es gibt einen auffälligen Bruch innerhalb des Hauses: Während die Stuben und die meisten Kammern sowie die Küche und die Flure durch die Fülle der überlieferten

Ausstattung beeindrucken, sind im Obergeschoss einige Räume fast vollkommen leer, allenfalls mit einer Truhe oder einem Schrank ausgestattet. Hier haben während des Zweiten Weltkrieges Zwangs- und Fremdarbeiter gewohnt, danach Ausgebombte und Vertriebene, die nach dem Auszug Mitte der 1950er Jahre die Möbel und sonstige Ausstattung mitgenommen haben. Selbst durch die Befragung von Zeitzeugen war nur wenig über diese Hausbewohner zu erfahren – gerade mal die Namen, bei den Zwangs- und Fremdarbeitern noch nicht einmal die Familiennamen, sondern nur die Vornamen. Es existieren auch keine Fotografien. Was von diesen Menschen auf ihrer Durchgangsstation im Simonshof blieb, sind undeutliche Konturen, Schatten.

Genau diese Assoziation sollte den Besuchern nähergebracht werden. Als Mittel der Darstellung wurden dafür raumhohe Bildträger aus Acrylglas gewählt, auf die im Digitaldruck-Verfahren Graphiken aufgebracht wurden.⁶ Diese zeigen lebensgroße, schattenhafte Silhouetten derjenigen, die einige Jahre lang die genannten Räume im Obergeschoss genutzt hatten. Diese mit geringem Abstand zur Wand aufgestellten Schattenrisse sind „idealtypische“ Skizzen der historischen Personen, die zur besseren Identifizierung mit diversen Attributen ausgestattet sind. In einem Raum ist die Vertriebenen-Familie Schmidt aus Breslau zu sehen: der Pferdehändler Bruno Schmidt, seine alte Mutter und seine Schwester. In einem zweiten

Raum eine polnische Fremdarbeiterin, in einem dritten zwei französische Zwangsarbeiter.

Auch für die erörternden Texte wurde dieses durchsichtige Trägermaterial aus Acryl gewählt, um den Raumeindruck des Ungegenständlichen nicht zu durchbrechen.

So gliedert sich die Präsentation in zwei klar voneinander getrennte Segmente, die durch den Einsatz unterschiedlicher Medien dem Besucher Haus- und Zeitgeschichtliches vermitteln und gleichzeitig auch die Quellenlage zum Thema machen.

Über die Resonanz der Besucher auf die Präsentation im Kleinrinderfelder Haus wissen wir noch zu wenig. Eine entsprechende Besucherbefragung wurde noch nicht durchgeführt. Verschiedene, eben nicht systematisch erfragte Reaktionen von Besuchern waren durchweg positiv und haben uns in der Wahl der Medien bestätigt. Zu beobachten ist auch, dass viele Besucher sich wirklich die Zeit nehmen und zuhören: sie setzen sich in der unteren Stube auf die umlaufende Bank und verfolgen das Gespräch der drei Protagonisten.



¹Die Haus- und Bauforschung zu der Hofanlage basiert auf einer Abschlussarbeit an der Universität Bamberg/Aufbaustudium Denkmalpflege, Jahrgang 1992/93: Manfred Heller/Wiete Ludwig/Herbert May/Alexandra Rütting, Haus- und Bauforschung an einem unterfränkischen Gaubauernhof in Kleinrinderfeld, Bamberg 1993 (unveröffentl. Manuskript einschließlich Bestandspläne und Erfassung des Inventars, im Besitz des FLM Bad Windsheim). Auf detaillierte Belege der einzelnen Angaben wird im vorliegenden Beitrag verzichtet. Sie sind bei Bedarf der o.g. Abschlussarbeit zu entnehmen. Zur Hofgeschichte allgemein: Herbert May, Kleinrinderfeld. Zur Geschichte eines mainfränkischen Bauernhofes und vom Überleben eines alten Hauses, in: Franken unter einem Dach. Zeitschrift für Volkskunde und Kulturgeschichte, Heft 20 (1998), S. 56-67. Vgl. zum Simonshof ferner: Konrad Bedal, Häuser aus Franken. Museumsführer, Bad Windsheim 2002, S. 139-146 mit Ansichten, Grundrissen und Schnitten der Gebäude und isometrischer Darstellung der Hofanlage. Das Wohnstallhaus in Grundrissen, Schnitten und Ansichten (Umzeichnungen der verformungsgerechten Bestandspläne) sowie mit kurzer bauhistorischer Beschreibung, ferner Skizzierung der Hofgeschichte in: Bauernhäuser in Bayern. Unterfranken (Bd. 3), hrsg. von Helmut Gebhard und Konrad Bedal, München 1996, S. 319-322.

²Vgl. zu diesem Haustyp: Bauernhäuser in Bayern (wie Anm. 1), S. 301-304 (Eßfeld, Dr.-Heim-Str. 11); 309-325 (Kirchheim, Gartenstr. 4; Kleinrinderfeld, Geroldshäuser Str. 5; Rittershausen, Otto-Menth-Str. 14)

³Dieser Befund wurde erst beim Abbau durch den damaligen Bauhofleiter des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim, Johann Hubinger, festgestellt.

⁴Vgl. Peter Fasel, Geschichte einer unterfränkischen Gemeinde, Würzburg 2000.

⁵Dieses Kapitel folgt weitgehend dem Beitrag von Andrea Schilz: Das Medium ist nicht die Botschaft. Zur Präsentation des neuen Teilessembles Kleinrinderfeld und Obernbreit, in: Franken unter einem Dach. Zeitschrift für Volkskunde und Kulturgeschichte, Heft 25 (2003), S. 131-135. Andrea Schilz, die von 2001 bis 2003 im Fränkischen Freilandmuseum ein wissenschaftliches Volontariat absolvierte, hat an der musealen Präsentation des Simonshofes ganz wesentlich mitgewirkt.

⁶Die Graphiken wurden von Andrea Schilz entworfen, unter Mitarbeit von Peter Kornut.





Kleinrinderfelder Muschelkalk

NATURSTEINBETRIEBE IN KLEINRINDERFELD

VON HANS SCHEUERMANN

In den folgenden Ausführungen sollen Firmen erwähnt werden, die in Kleinrinderfeld ihren Sitz haben bzw. hatten, die im Zusammenhang mit Naturstein gesehen werden können und die sich zu Naturwerksteinbetrieben entwickelt haben. Bilder und Informationen stammen direkt von den Betrieben, von ehemaligen Beschäftigten, von Leuten aus Kleinrinderfeld und aus Zeitungsartikeln ab 1905 (Würzburger Generalanzeiger, Mainfränkische Zeitung, Fränkisches Volksblatt).

In der Zeit nach 1900 wurde Muschelkalk für Kirchen, Villen, Denkmäler, ... häufiger verwendet als heute. Bemerkenswert ist, dass zu dieser Zeit Muschelkalk überwiegend in Gaubüttelbrunn und Kleinrinderfeld abgebaut wurde. Die Muschelkalkgewinnung in der Gemarkung Kirchheim setzte erst später ein und Naturwerksteinbetriebe entstanden dort wegen der Verkehrsstruktur (Bahnanschluss).

Kleinrinderfelder Muschelkalk

Beispiele für die Verwendung:

Berlin, Reichsmarineamt, Königin-Augusta-Straße, 1912–1913; Oldenburg, Ministerialgebäude, 1914–1916; Rotterdam, Holländisches Ministerium in Haag, 1917–1920; Berlin-Friedenau, Rathaus, 1914–1915; Königsberg i. Pr., Polizei-Dienstgebäude, 1912–1914; Nürnberg, Bayerische Disconto- und Wechselbank A.G. 1913–1914; Schwerte i. Westf., Rathausbrunnen, 1914

Zahlreiche Baumaßnahmen veranschaulichen die enorme Bedeutung der Natursteinvorkommen für den Ort Kleinrinderfeld. Abbau, Gewinnung und Bearbeitung von Muschelkalk haben zu einer Zeit, in der Maschineneinsatz im Vergleich zu heute gering war, viele Arbeitskräfte erfordert und damit Arbeitsplätze geschaffen.

Die Anzahl der in Kleinrinderfeld ansässigen Betriebe nahm von Beginn der Natursteinbearbeitung bis heute stetig zu und stellt damit eine Bereicherung für die Gemeinde und die Beschäftigungsstruktur in der Gemeinde dar. Von 1920 bis 1933 kann man von einer Krise in den Natursteinbetrieben sprechen, viele Arbeiter waren arbeitslos. Ab 1933 finden wieder alle Arbeitskräfte in den Natursteinfirmen Beschäftigung.

Das Ortsbild von Kleinrinderfeld ist vom Naturstein, dem Muschelkalk, geprägt. Häuser, Mauern, Brunnen, Kirche, Kunst aus Stein, ... sind steinerne Zeugen. Die Beeinträchtigung der Landschaft und des Landschaftsbildes

ist im Vergleich zu anderen Industrieansiedlungen gering. Aufgelassene Steinbrüche haben sich teilweise zu wertvollen Biotopen entwickelt, ehemalige Bearbeitungshallen (Vetter) sind wieder in eine Naturlandschaft übergeführt.

Würzburger Generalanzeiger (1912): „*In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts kam hier (gemeint ist Kleinrinderfeld) die Kalksteinindustrie auf. Bis vor etwa acht Jahren waren die Betriebe als Kleinbetriebe in einheimischen Händen und die vorhandenen Geschäfte beschäftigten durchschnittlich 10–25 Arbeiter. ...*“

Die Fa. Plöcher erbaute 1911/12 ein Steinsägewerk an der Geroldshäuser Straße. Im Jahre 1912 bestehen in Kleinrinderfeld Steinbrüche und Steinhauer-Betriebe von M.S. Borst, Bachem, Plöcher, Zeidler und Leipold. Ein guter Steinhauer verdient durchschnittlich 7 Mark am Tag, ein Steinbrecher 6 Mark am Tag, ein Erdarbeiter 5 Mark am Tag, im Winter 1 Mark weniger.

Fränkisches Volksblatt, 15.11.1910: „*... und während in den Steinbrüchen zu Kleinrinderfeld bis vor fünf Jahren etwa 70 bis 80 Arbeiter waren, arbeiten jetzt hier mindestens durchschnittlich 180 Arbeiter.*“

Steinbruch zwischen Kleinrinderfeld und Moos





NATURSTEINBETRIEBE IN KLEINRINDERFELD



*Ehemaliger Steinbruch der Fa. M.S. Borst, ab den 50er Jahren Bruch der Firma Edmund Borst (nicht verwandt)
Geroldshäuser Str. Richtung Wald links*



Betriebsgelände Seubert zwischen Kleinrinderfeld und Kirchheim

Firma Edmund Borst

Im Dezember 1946 wird der Betrieb gegründet, der zunächst ein reiner Verarbeitungsbetrieb ist. Zu diesem Zeitpunkt sind nur wenig Arbeiter beschäftigt, überwiegend Verwandtschaft. Aufträge kommen aus der Stadt Würzburg, die durch den Krieg zerstört ist. In den 50er Jahren erwirbt die Firma ihren ersten Steinbruch.

Bis heute hat sich der Betrieb mit Sitz in Moos und Kleinrinderfeld – in zweiter Generation – erheblich vergrößert. Die circa 30 Beschäftigten arbeiten in Steinbrüchen in Kleinrinderfeld, Moos, Kirchheim, Grenzheim und Winterhausen.

Firma Erich Seubert

Die Firma existiert seit 1953 und ist zu diesem Zeitpunkt ein reines Transportunternehmen, das in der Hauptsache Natursteine befördert. Im Jahr 1970 erwirbt die Firma ihren ersten Steinbruch. Ab 1982 heißt der Betrieb Firma Erich Seubert GmbH, Transporte, Naturstein, der bis heute geblieben ist. Ab 1985 beginnt die Steinverarbeitung. Während in den Anfangsjahren fünf Mitarbeiter dem Betrieb angehören, sind es heute ca. 30 Beschäftigte.



Maisenbacher Straße, Juli 1923, v.l.n.r.: Fritz Dürr (17), Peter Linz (43), Adam Dürr (47), Martin Dürr (70), Peter Karches (17), Georg Mohr (34), Johann Schwarz (59)



Steinbruch und Steinwerk

Firma Adam Dürr

Die Firma wurde im Jahr 1897 vom Steinmetzmeister Adam Dürr gegründet. Adam Dürr ist ab dem 6. Oktober 1906 Mitglied der Steinbruchs-Berufsgenossenschaft in Berlin. In den Anfangsjahren hat der Betrieb ca. 20 Beschäftigte, wobei sich Steinbruch und Steinwerk auf einem Gelände befinden. Ab 1970 übernimmt der Enkel Dipl. Ing. Hubert Schäfer den Betrieb. Er führt ihn bis 31.12.2007 weiter und veräußert ihn, da er sein Rentenalter erreicht hat und keine Nachkommen besitzt.

Neben anderen Objekten ist die Firma Dürr im Volksblatt vom 30. Januar 1935 im Zusammenhang mit dem Augsburger Münster erwähnt: „Die Abdeckungen, Giebelblumen, Fialen, Maßwerke und Gesimse wurden ersetzt, diesmal nicht in Lechbrucker Sandstein, sondern in dauerhafterem unterfränkischen Muschelkalk (aus dem Werk Adam Dürr in Kleinrinderfeld), ...“

Firma Heinrich Fischer: Inh. Wilhelm Fischer

Nach Zeitungsberichten existiert der Betrieb seit 1910, gegründet von Heinrich Fischer, Hauptsitz in Berlin. 1946 wird der Hauptsitz nach Kleinrinderfeld verlegt. Aussagen von ehemaligen Arbeitern beschreiben eine Betriebsgröße zwischen 25 und 50 Beschäftigten, wobei im Vergleich zu heute ungewöhnlich viele im Steinbruch gearbeitet haben. Nach dem letzten Stand der Aussagen schließt der Betrieb 1966, wobei andere Beschäftigte von 1962 sprechen.



Beschäftigte, Kranenbahn und Werkhalle im Hintergrund





NATURSTEINBETRIEBE IN KLEINRINDERFELD

Firma Scheuermann

Das Fuhrunternehmen wird am 1. Juli 1920 von Johann Scheuermann und seinem Vater Martin Scheuermann gegründet. Der Betrieb ist zunächst ein reines Transportunternehmen.

Im Jahr 1958 wird mit Erd- und Abraumarbeiten für die Natursteinbetriebe begonnen, 1961 wird der erste Steinbruch erworben, am 7. September 1970 wird das Steinwerk Fischer mit Nebengebäuden und Steinbruch gekauft. Während zu Beginn der Betrieb nur wenige Beschäftigte zählt, sind es heute ca. 30 Arbeitskräfte, da sich die Firma erheblich vergrößert hat. Das Unternehmen heißt heute Scheuermann GmbH & Co KG, Natursteingewinnung, Erdbau.





Ein Steinmetz bei der Arbeit: Hermann Popp (84)





NATURSTEINBETRIEBE IN KLEINRINDERFELD

Steinnutzung Kleinrinderfeld GmbH

Die Steinnutzung beutet vom Bayerischen Forstamt in Würzburg zugewiesene Steinbruchsflächen in Kleinrinderfeld aus.

Das Rohmaterial erhalten fünf Firmen: Zeidler & Wimmel GmbH & Co. KG, Sitz Kirchheim; Scheuermann GmbH & Co. KG, Sitz Kleinrinderfeld; Natursteinwerk Borst e.K., Inh. Borst-Rumpel Jutta, geb. Borst, Geschäftsfrau in Kleinrinderfeld; Fa. Adam Dürr, Inh. Dipl. Ing. (FH) Hubert Schäfer, Natursteine, Kleinrinderfeld; Kirchheimer Kalksteinwerke GmbH, Kirchheim

Früher befanden sich vor dem Wald links Steinbrüche der Firmen Vetter, Wirths und Zeidler & Wimmel. In diesem Gebiet werden heute von der Steinnutzung Steine gewonnen.

Lothar Stiller

Der freischaffende akademische Bildhauer Lothar Stiller war mit einer Kleinrinderfelderin verheiratet. Er arbeitete bis zu seinem Tod am 24. Mai 1990 in Kleinrinderfeld. Neben vielen anderen Kunstwerken aus Muschelkalk hat er die im Bild festgehaltene Plastik geschaffen.



*Bildhauerarbeit von Lothar Stiller – heutiger Standort:
Bahnbrücke in Kirchheim*

Willi Grimm

Am 15. März 1958 gründet Willi Grimm seinen Steinmetz- und Bildhauerbetrieb.

Ab dem Jahr 1974 tritt der Sohn, Steinmetz- und Bildhauermeister Helmut Grimm, in den Betrieb mit ein. In der Maisenbacher Straße wird ein neues Betriebsgelände errichtet, auf dem heute viele Kunstobjekte ausgestellt sind. Helmut Grimms Tochter Christina, ebenfalls Steinmetz- und Bildhauermeisterin, führt den Betrieb nun in dritter Generation weiter.

Persönliche Bemerkungen

Bereits im Alter von 15 Jahren durfte ich LKW fahren (in den Ferien) und habe in den Steinbrüchen mit dem LKW Abraum transportiert. Als Uferbefestigung wurden Wasserbausteine für die Rhein-Main-Donau AG benötigt. Mit 17 Jahren (1962) erwarb ich mit Sondergenehmigung den Führerschein Klasse 2. Meine Aufgabe war es, aus den Steinbrüchen der Umgebung Steine zu unserem Lagerplatz zu fahren. Es kam schon vor, dass man den LKW im Bruch alleine mit Hand beladen musste.

Viele Männer und auch Frauen luden Steine mit Hand auf. Es gab nach meiner Erinnerung Ladekolonnen, die schon am frühen Morgen werktags sehr schwere Steine auf die LKWs luden. Most wurde getrunken, aus Maßkrügen. Ich erinnere mich an Jahre, in denen wir 20 hl Most hergestellt und getrunken haben. Er half wohl den Männern bei der schweren Arbeit. Als Kind durfte ich den Most im Steingewölbekeller aus den Holzfässern holen. Er wurde mit einem Schlauch angesaugt und auf diese Weise habe auch ich als Kind vom Most etwas abbekommen.

Dorfbrunnen – Entwurf: Willi Grimm, Brunnenschale: Willi Grimm und Ernst Linsenbreder, Wasserspeier: E. Linsenbreder rechts: Gesellenstück von Rainer Henneberger (2. Bundessieger)





NATURSTEINBETRIEBE IN KLEINRINDERFELD

Die Zeiten nach dem Krieg waren hart, die Leute mussten körperlich sehr schwer arbeiten, das ganze Dorf half zusammen, man war aufeinander angewiesen. Man spürte, dass sich ein Aufschwung vollzog, an dem alle beteiligt waren.

Gerne denke ich an diese Zeit zurück, es war eine schöne Zeit. Im Traum wünsche ich mir manchmal die Zeit zurück: Besondere Augenblicke und Erlebnisse und die Art und Weise wie die Menschen miteinander gelebt haben und miteinander umgegangen sind.



*Steinmetz- und Bildhauermeister Helmut Grimm
Holzbildhauermeister Kurt Grimm*



Bildhauerwerkstatt von Kurt und Willi Grimm





Zeitzeugen aus Stein

Sigismund Borst, Maurermeister aus Kleinrinderfeld, geboren am 16. April 1821, eröffnete 1864 in Kirchheim Tannenbug seinen ersten Steinbruch. Mit eigenen Schwere-last-Pferde-Fuhrwerken wurden die gebrochenen Steine transportiert. Sigismund Borst erbaute in Kleinrinderfeld in der Geroldhäuser Straße sein Wohnhaus mit Gehöft. Dieses Haus mit Außenanlage gestaltete er unter Verwen-

dung von Natursteinen für Tür- und Fensterumrahmungen, Gesimsen, Blockstufen und großformatigen Bodenplatten aus Muschelkalk.

Im Jahr 1895 übernahm der Sohn Michael Sigmund Borst das Baugeschäft und die Steinbrüche. Bereits um die Jahrhundertwende beschäftigte M. S. Borst bis zu hundert Mitarbeiter wie Abräumer, Steinbrecher, Bossierer, Steinmetze, Transporthelfer, Maurer und Hilfsarbeiter. Schon zu dieser Zeit baute er bis zu fünf Häuser gleichzeitig.

Als Baumeister errichtete er in Kleinrinderfeld und in umliegenden Orten bekannte und seine Handschrift tragende Gebäude. In unserer Gemeinde waren das unter anderem: das Gemeindehaus, der Kindergarten, das Gasthaus „Zum Goldnenen Stern“, das Wohnhaus Gerchsheimer Straße 1 von Josef Keller, Wohnhaus und Gehöft Neckermann, Kirchheimer Straße und anschließende Wohnhäuser aus Bruchstein.

Nicht zu vergessen ist der Bau des Wasserhauses im Jahr 1911, das im Wanderführer: 'Unterwegs – Wanderungen um Würzburg von Heinrich Höllerl' als eines der schönsten Wasserhäuschen in Franken und auch als das Kleinrinderfelder Wasserschloss bezeichnet wird.

Die für all' diese Gebäude benötigten Steine wurden zum Großteil von den Steinmetzen in dem Kleinrinderfelder Steinbruch (Geroldhäuser Straße, vorm Wald links) gebrochen.

*links: Das Kleinrinderfelder „Wasserschloss“
rechts: Ehrenbürger Willi Grimm (83) bei der Arbeit*



Menschen in Kleinrinderfeld

DER EHRENBÜRGER WILLI GRIMM

VON DR. MED. JOSEF WOOPEN UND EVA MARIA LINSENBREDER

Willi Grimm – der Mensch – der Bildhauer – der Künstler

Willi Grimm wurde 1927 in diese, unsere Welt hineingeboren mit dem Auftrag, in seiner Heimatgemeinde Kleinrinderfeld, in der Welt als solcher einiges zum Guten zu wenden. Ganz sicher hatte er den Auftrag, die Sichtweise der Menschen in eine der Welt zugewandten, den Menschen sich öffnenden Richtung zu wenden, die Welt von der positiven Seite, aber auch von der nachdenklichen und in sich gehenden Seite zu sehen.

Bis zum heutigen Tag ist Willi Grimm seinem Auftrag ganz sicher nachgekommen. Und er wird seinen Auftrag weiter erfüllen. Die Welt, die Gesellschaft, sein Heimatort sind bitter angewiesen auf Menschen wie Willi Grimm.

Menschen, die voraus denken; Menschen, für die Heimat, für die Gott und die Schöpfung Lebensinhalt sind; Menschen, die sich nicht durch Reichtum und Kommerz hinauslocken lassen in eine unwirkliche Welt.

Willi Grimm bleibt seinen Prinzipien und – was vielen Menschen inzwischen fremd geworden ist, was jedoch umso bewundernswert ist, – seiner Moral und seinen Gepflogenheiten treu.

Willi Grimm, der Kunstwerke geschaffen hat – und noch am Schaffen ist –, die von Kleinrinderfeld bis Irland zu finden sind; er, der bis nach Kanada zu internationalen Ausstellungen eingeladen wird und bedeutende Preise erringen konnte, nimmt die Anliegen seiner Heimatge-

meinde – z. B. Gestaltung des Friedhofes – genau so ernst, als wenn es darum ginge, in einer europäischen Hauptstadt – z. B. Caen – den Rathausplatz zu gestalten.

Über viele Jahrzehnte war und ist Willi Grimm unentbehrlicher Ratgeber, wenn es um die nachhaltige Gestaltung seiner Heimatgemeinde geht. Er ist kritischer Berater, der seine Meinung offen darlegt und niemandem nach dem Munde spricht.

Willi Grimm ein Mensch mit Format! Willi Grimm verkündet keine Ideologien, konfrontiert den Betrachter seiner Kunstwerke nicht mit vorgeschriebenen Wegbeschreibungen: er bietet den Dialog an, in dem der Betrachter ernst genommen wird; seine Kreativität mobilisiert diejenige seines Gegenübers; seine Skulpturen sind Angebote zu eigenen Assoziationen, lassen genügend Raum und Freiheit dazu.

Seine Bescheidenheit und seine Lebensweisheit finden hier ihre Entsprechung: man spürt „förm“-lich sein Wissen um die Relativität menschlicher Erkenntnismöglichkeit und den Respekt vor der Freiheit des anderen. Man könnte seinen Ansatz somit auch als „nicht-autoritär“ bezeichnen. Erzielt er durch Reduktion, Verzicht auf Episodisches-Narratives eine Verdichtung seiner Aussagen, denen sich zu entziehen kaum möglich ist, verleiht er andererseits seinen Figuren eine geheimnisvoll-offene, mehrere Deutungen zulassende Schau. Wie der gute Musiker seine technische Brillanz in den Dienst einer kongenialen Inter-

pretation eines musikalischen Werkes stellt, dominiert auch bei Willi Grimm die Kunst – das Handwerk. Dies könnte leicht falsch verstanden werden: wer seine Arbeiten genauer in Augenschein nimmt, weiß die gereifte und souveräne Materialbehandlung wohl zu schätzen. Die ihm eigene Behutsamkeit, die den Betrachter animiert, aber nicht vergewaltigt, lässt er auch seinem Material zuteil werden: er hat ein feines Gespür dafür, was es zulässt und was es verweigert. In mehreren Fällen konnte der Schreiber nachvollziehen, wie Willi Grimm im scheinbar amorphen, bedeutungslosen Fundstück eine Figur präformiert fand und mit sparsamen Eingriffen akzentuierte.

Besteht – fast naturgesetzlich – die Gefahr, mit zunehmendem Lebensalter dem „djà-vu-Prinzip“ zu erliegen, Wahrgenommenes Kategorien zuzuordnen, Komplexität durch Strukturen zu ersetzen, scheint Willi Grimm das Kunststück zu gelingen, seine Sensibilität eher noch zu steigern: trotz seiner reifen Jahre nimmt man ihn als Menschen auf der Suche, voller Neugier und Experimentierlust wahr. Wer die Vielzahl der Metamorphosen seines Werkes in den letzten Jahren erlebt hat, verspürt – bei so viel künstlerischer Kraft und Ausdruckswillen – wenig Bedürfnis, den Begriff „Alterswerk“ zu strapazieren.





Geschichte des Gemeindehauses

EIN KLEINER RÜCKBLICK

VON HANS KREBS

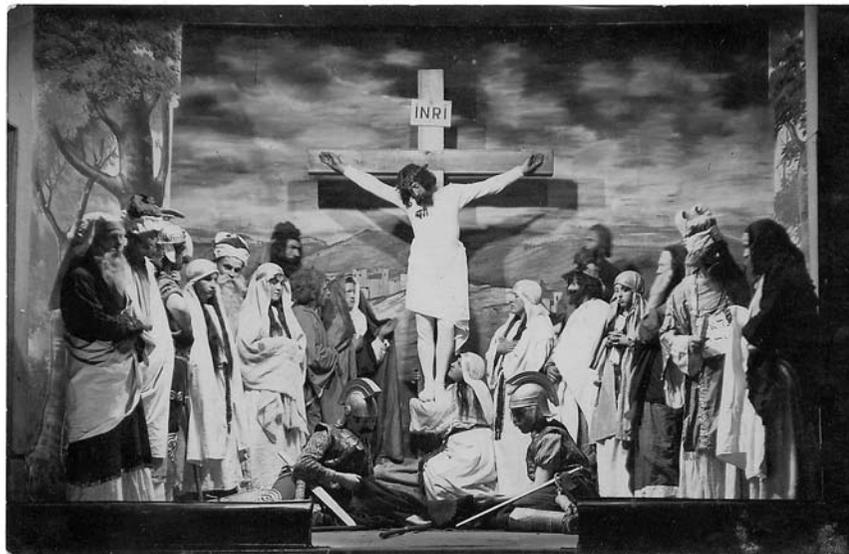
In den Jahren 1927 und 1928 ließ der damalige Ortspfarrer Alois Walter das Gemeindehaus (Caritashaus) errichten. Es sollte der katholischen Ortsbevölkerung und Jugend als Mittelpunkt des geselligen und kulturellen Lebens dienen. Bereits 1926 hatte der Ortspfarrer versucht, die politische Gemeinde zum Bau eines solchen Hauses zu bewegen, was aber vom Gemeinderat abgewiesen wurde, da ein solches Gebäude viel zu teuer und wenig rentabel wäre. Auch innerhalb der Ortsbürgerschaft fand Pfarrer Walter keine Zustimmung zu seinem Projekt. Er gründete daraufhin einen Caritasverein, den er zum Träger des nun von ihm allein geplanten Bauwerks machte.

Ursprünglich sollte das Gemeindehaus neben dem Kindergarten in der Schönfelder Straße erbaut werden. Da der Johanniszweigverein aber das Grundstück nicht hergab, blieb Pfarrer Walter nichts anderes übrig, als in seinem Pfarrgarten nach der behördlichen und kirchlichen Erlaubnis »sein Jugendheim« zu bauen.

Obwohl von der hiesigen Steinindustrie Baumaterial un-

entgeltlich zur Verfügung gestellt wurde, beliefen sich die Baukosten auf über 120.000 Reichsmark und lagen damit doppelt so hoch, wie kalkuliert wurde. Pfarrer Walter musste aus eigenem Vermögen Geld hinschießen.

Das repräsentative Gebäude war zur damaligen Zeit einzigartig im Landkreis Würzburg, es war aber auch für ein nicht gerade wohlhabendes Steinarbeiterdorf deutlich überdimensioniert. Das Haus enthielt einen Festsaal von 140 qm mit Theaterbühne (die ersten Aufführungen und sogar Passionsspiele waren bereits in den 30er-Jahren), Umkleidekabinen und Filmvorführgerät, einen Nebensaal,



eine Turnhalle, eine zweispurige Kegelbahn, eine Bierstube mit Küche, eine öffentliche Badeanlage mit Duschen und Wannenbädern, schließlich Kellerräume und eine Waschküche. Unter dem Dach waren zwei geräumige 5-Zimmer-Wohnungen untergebracht. 1935 erwarb die Gemeinde das Caritashaus über den Weg der Zwangsversteigerung.

Vor dem 2. Weltkrieg wurden bereits ab Juli 1935 im kleinen Saal des Gemeindehauses die Musterungen von Männern auch aus den umliegenden Ortschaften für den Wehrdienst abgehalten. In der Zeit von 1934 bis 1938 fanden im großen Saal zahlreiche Veranstaltungen der NSDAP statt.

1939 begann der 2. Weltkrieg. Ab 1944 war das Haus Lazarett und in der Zeit von 1945 bis 1954 diente es als provisorisches Kreiskrankenhaus des Landkreises Würzburg. Nach der Bombardierung Würzburgs am 16. März 1945 – kurz vor Beendigung des 2. Weltkriegs – wurden bereits am nächsten Morgen viele verletzte Würzburger nach Kleinrinderfeld transportiert. Im Krankenhaus versahen auch fünf evakuierte Klosterschwester aus Breslau ihren Dienst. Am 1. Oktober 1954 erfolgte die Auflösung des Krankenhauses.

In den folgenden Jahren wurden im großen Saal wieder Theaterstücke aufgeführt und in der Dachwohnung praktizierte der Zahnarzt Dr. Horvath. Und auch der Allgemeinarzt Dr. Rudolf Helmschrott hatte in den Räumen um die Theaterbühne seine Arztpraxis. Ab 1955 gab es am



Unser Gemeindehaus aus Kleinrinderfelder Muschelkalk





EIN KLEINER RÜCKBLICK

VON HANS KREBS



Das Gemeindehaus als Lazaret und beim Rotkreuzumtrunk

Wochenende Kino pur (Liebes-, Heimat- und Wild-West-Filme) für die Ortsbevölkerung. Im selben Jahr konnte die Rot-Kreuz-Gruppe Räume im vorderen Keller beziehen.

Als Rathaus diente das Gebäude von 1936 bis 1968 ebenfalls. Das Büro des jeweiligen 1. Bürgermeisters und die Gemeindeverwaltung unter der Leitung von Rudolf Gehrig waren in den Räumlichkeiten untergebracht.

In der Turnhalle im Keller des Hauses wirkte in den 50er- und 60er-Jahren die Turner-Riege des TSV und in denselben Räumen fand der Spielmanns- und Fanfarenzug Kleinrinderfeld in den späten 60er-Jahren sein Zuhause, ebenso der Happy-Sound-Express als Nachfolger des Spielmannszuges. Nach dessen Auflösung hat nun der Musikverein Kleinrinderfeld seit 2002 hier seine Bleibe gefunden. Ebenfalls in den 60er-Jahren war der kleine Gemeindesaal über viele Jahre hinweg ein dringend benötigtes Klassenzimmer der Volksschule.

In den 90er-Jahren richtete die Gemeinde im Keller des Gemeindehauses, dort wo früher die Kugeln über die Kegelbahnen rollten, ein Kommunales Jugendzentrum, den sogenannten „Musiktreff“, ein. Auch die KJG und die Feuerwehr haben hier Räume, in denen sie ihren Vereins-sinn pflegen. Und so dient das Gemeindehaus, vor allem der große Saal, als ansprechender Ort für Gemeinde-Festivitäten, als gern genutzte Räumlichkeit für Familienfeiern aller Art und steht vor allen Dingen auch den örtlichen Vereinen für ihre Veranstaltungen zur Verfügung.

Kurzum – ein Projekt, dem damals keine große Zustimmung zuteil wurde, erfreut uns heute als Kommunikations- und Veranstaltungs-Treffpunkt.

Es ist jetzt genau das, für was es einmal geplant war: ein Mittelpunkt des geselligen und kulturellen Lebens hier in Kleinrinderfeld.

Die Informationen über die Geschichte des Gemeindehauses stammen aus der großen Ortschronik, die im Jahr 2000 erschien und den Aussagen von noch lebenden Zeitzeugen, denen an dieser Stelle zu danken ist.



Rochlitzer Steinmetz-Zunftlied

VERFASSER UNBEKANNT

*Zu Rochlitz in dem Wald wo unser Knüpfel schallt,
wo die Nachtigallen singen, des Meisters Geld tut klingen
ist nichts als lauter Lust in unserer Steinmetzbrust!*

*Wo kommen Kirchen her und Schlösser noch viel mehr?
Feste Brücken über Flüssen, die wir erbauen müssen
zu Wasser und zu Land – Hoch leb der Steinmetzstand!*

*Ist nun ein Bau vorbei, da gibt's 'n Schmauserei
gut zu essen, viel zu trinken, gebrat'ne Wurst und Schinken,
viel Bier und auch viel Wein, da ist gut Steinmetz sein.*

*Und ist der Schmaus vorbei, dann gibt's 'ne Keilerei.
Doch wir dürfen uns nicht schlagen, wir müssen uns vertragen.
Wir reichen uns die Hand – Hoch leb der Steinmetzstand!*





Geschichte und Geschichten aus Kleinrinderfeld

ERLEBT UND ERZÄHLT VON WILLI GRIMM

NIEDERGESCHRIEBEN VON HEINZ WEBER

Das Findelkind

Wir hatten im Betrieb einen Mitarbeiter aus Kirchheim, der immer sehr neugierig war. Standen zwei oder mehrere Personen zusammen, konnte er nicht umhin sich anzuschleichen um alles mitzubekommen. Was er nicht hörte, ließ ihm keine Ruhe und er fragte dann nach, bis sein Wissensdurst gestillt war. Der Ernst Linsenbreder und ich haben das lange beobachtet und beschlossen, den legen wir jetzt mal richtig rein.

Der Ernst war schon immer ein großer Filou und für jeden Spaß zu haben.

Schnell war eine Geschichte erfunden und wir erzählten sie so, dass der Neugierige mithören konnte. Anscheinend hat er doch nicht alles genau gehört und uns dann ausgefragt. Der Ernst sagte ganz aufgeregt: Bei uns ist heute Nacht ein Findelkind vor die Tür gelegt worden.

Das war so abwegig, denn zu dieser Zeit hatte sein Vater das Bürgermeisteramt in Kleinrinderfeld inne. Wir wiesen den Kollegen auf absolute Verschwiegenheit hin. Wie immer hatte er nichts anderes zu tun als das seiner Mutter zu erzählen. Das Gerücht verbreitete sich rasend schnell über Kirchheim bis Kleinrinderfeld aus.

Am nächsten Tag kam Theodor Linsenbreder auf uns zu, denn er konnte sich schon denken von wem das gekommen ist. Er sprach uns darauf an. Dabei war er sehr gelassen, ich glaube er hat sich sogar innerlich gefreut,

dass diesem Plappermaul einmal eine Lektion erteilt wurde. Etwas dramatisch wurde es, als die Polizei beim Bürgermeister nach dem Findelkind fragte. Theodor erklärte den Sachverhalt und damit war die Geschichte erledigt.

Die Wildschweine

Um zur Arbeit nach Kirchheim zu gelangen und wieder zurück, fuhren wir mit dem Fahrrad. Meist waren wir so vier bis fünf Mann. Während der Fahrt konnten wir uns immer schön unterhalten, denn Fahrbetrieb gab es auf der Straße kaum.

Im Winter, wenn wir um 16.30 Uhr Feierabend hatten war es schon dunkel. Ein älterer Kollege, der Peter Henneberger (Schnalzers Peter) konnte unsere Geschwindigkeit nicht mithalten. Er kam immer ein ganzes Stück hinter uns nach. Als wir das Wasserreservoir erreichten, auf der Höhe der Körzli, kam einem von uns die Idee, dem Peter jagen wir heute einen großen Schrecken ein. Warum sollte dem Peter nicht eine Horde Wildschweine begegnen?

Wir versteckten uns im Wald. Als sich Peter mit seinem Fahrrad näherte, brachen wir grunzend und mit großem Krach aus dem Unterholz. Vor Schreck sprang Peter vom Rad. Er stand starr wie eine Steinsäule vor uns. So schnell wie wir auftauchten, sind wir wieder im Wald verschwunden. Nach einer längeren Erholungspause bestieg er sein

Fahrrad um seine Heimfahrt fortzusetzen. Während der Fahrt kamen ihm erhebliche Zweifel ... Um das herauszufinden legte er sich am Ende des Waldes in der Höhe vom „Seelein“ auf die Lauer.

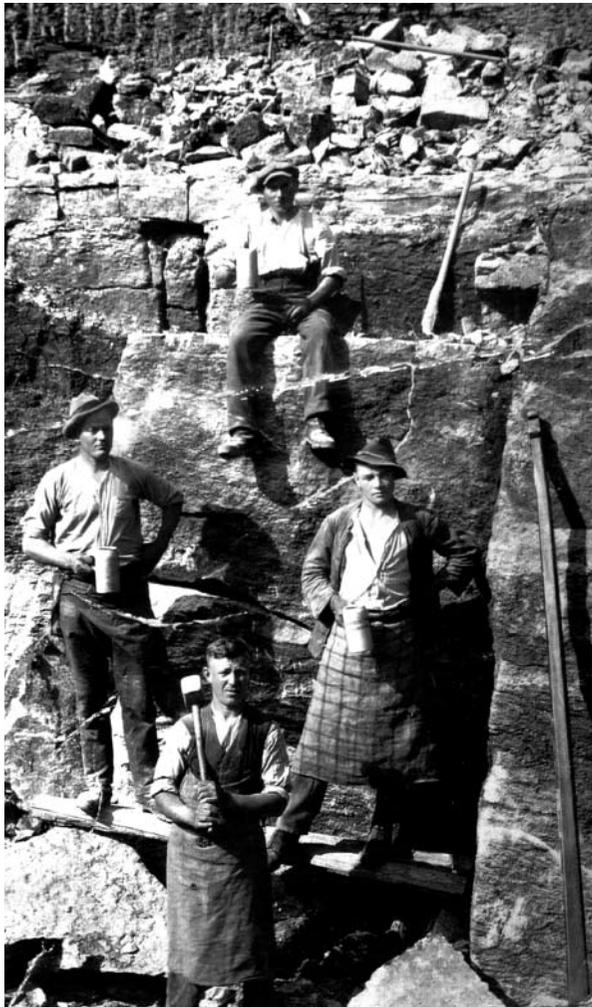
Irgendwann müssen die Übeltäter ja kommen. Nach einer längeren Wartezeit schwangen wir uns wieder auf die Räder. Plötzlich entdeckte einer von uns einen Mann am Waldrand. Das konnte nur der Peter sein. Wie einst Jan Ullrich in seinen besten Tagen traten wir in die Pedale, lagen tief gebeugt über den Lenker, damit uns keiner erkennen konnte und rasten nach Rinderfeld.

Durch das ganze Dorf fuhren wir bis in die Gerchsheimer Straße um weit genug vom Tatort entfernt zu sein. Erst viel später kehrten wir heim.

Zwei Tage später kam die Polizei in unseren Betrieb und suchte die „Verbrecher“. Peter hatte Anzeige wegen eines nächtlichen Überfalls erstattet. Durch unsere rasanten Fahrt konnte er aber niemand erkennen und die Suche blieb erfolglos.

Der Blutsee im Herbst





Der Rollwagenspringer

In allen Steinmetzbetrieben mussten die Rohsteine in die Steinmetzbude gebracht werden. Bei der Firma Schilling hatte die Bude eine Länge von ca. 50 bis 80 Meter. Außen entlang lagen Schienen auf denen die Rollwagen bis zum Kranen gefahren wurden.

Die Rohsteine kamen auf den Wagen. Dann transportierte man die Steine bis zur Steinmetzbude. Die Rollwagen mussten, bedingt durch die schwere Last sehr stabil gebaut sein. Sehr starke Holzbohlen befanden sich auf dem Eisengestell. Brauchte eine Kompanie neues Arbeitsmaterial mussten wir Stifte ran. Die leeren Wagen standen meist am Ende des Gleises. Wir gingen hin, setzten das Gefährt in Gang und wenn wir genügend Fahrt hatten, sprangen wir auf und fuhren die restliche Strecke mit.

Das ging aber nur, wenn der Meister nicht anwesend war. Wir hatten jedes Mal eine Mordsgaudi dabei. Ein Lehrling aus dem ersten Lehrjahr bekam das natürlich mit und wäre auch gerne mal mitgefahren. Dazu bekam er auch bald Gelegenheit. Sein Auftrag, einen Leeren Rollwagen zu holen kam ihm da gerade recht. Mit großem Eifer und voller Vorfriede auf die Fahrt ging er ans Werk. Er schob den Wagen an bis er die entsprechende Geschwindigkeit erreicht hatte und sprang auf.

Plötzlich hörte man einen entsetzlichen Schrei. Die Arbeiter legten ihre Werkzeuge weg und sprangen zum

Schienenstrang. Dort stand ein Rollwagen und in der Mitte des Wagens sahen sie nur noch den Kopf des Lehrlings heraus schauen. Dabei schrie er laut um Hilfe.

Was war geschehen? Vor lauter Begeisterung über seine bevorstehende Fahrt hatte er übersehen, dass eine Bohle in der Mitte des Wagens fehlte. Und wie es das Unglück will, sprang er genau da hinein. Einige Gesellen bargen den Unglücksraben. Mit einem kleinen Leiterwagen fuhren zwei Lehrlingen den armen Kerl zum Arzt nach Kleinrinderfeld. Zum Glück waren die Verletzungen nicht so schwer wie es zuerst ausgesehen hat.



Lehrlinge der Fa. Carl Schilling mit Meister Theodor Linsenbreder

Der Test

Nach meiner Ausbildung als Steinmetz habe ich zusätzlich eine Bildhauerlehre gemacht und 1947 abgeschlossen. Danach arbeitete ich als Bildhauer bei der Firma Schilling.

In dieser Zeit war es Gang und Gäbe dass man Arbeiter bei Auftragsmangel entließ, also zum stempeln schickte und sie dann wieder bei besserer Auftragslage einstellte.

Aufgrund meiner guten Sozialprognose, jung, nicht verheiratet, traf es mich natürlich als Ersten. Als die Sekretärin der Firma Fischer in Kleinrinderfeld, meine Cousine Else Amrehn das erfuhr, schlug sie vor, dass ich bei ihrer Firma anfangen könne. Die hatten damals genug Arbeit und brauchten tüchtige Steinmetze.

Sie sagte, ich soll am nächsten Tag anfangen. Das ginge in Ordnung. Das habe ich auch getan. Dabei machte ich einen großen Fehler: Ich übergab den Altgesellen um mich anzumelden. Die Quittung folgte auf den Fuß.

Ich kam zu den damals erfahrensten älteren Gesellen Veit Scheuermann, Martin Breunig und Sepp Wallrapp in eine Kompanie. Die waren sich sicher: Dem „Bildhauerle“ werden wir schon zeigen, wo der Bartel den Most holt.

Mit besonderem Eifer schlugen sie auf die Steine ein. Ich wollte aber auch nicht zurückstehen und arbeitete wie ein Berserker. Am Abend fiel ich dann wie tot ins Bett. Aufgeben, das lag mir nicht. Also am nächsten Tag



von links stehend: Georg Borst (Baumeister, Steinmetzmeister, Steinbruchbesitzer), Georg Dürr, Hans Breunig, Michael Henneberger, Peter Dürr, Adam Krapf, Georg Henneberger, unbekannt, Michel Engert, Martin Scheuermann
sitzend: Martin Borst, Jakob Breunig, unbekannt, unbekannt, Michael Engert (junior)

aufgenommen 1909





ERLEBT UND ERZÄHLT VON WILLI GRIMM



wieder rauf zum Fischer. Als ich in meine Werkzeugkiste griff, war alles voller Wagenschmiere. So kann es nicht weitergehen dachte ich. Jetzt drehe ich den Spieß um. Morgens, weit vor Arbeitsbeginn war ich als erster im Betrieb. Dann präparierte ich deren Werkzeugkiste mit den gleichen Mitteln.

Das ging ca. 2 Wochen lang mit gegenseitigen „Nettigkeiten“. Dann kam einer der „Drei Könige“ auf mich zu und sagte: Du bist in Ordnung, du passt zu uns. Damit war der Durchbruch geschafft.

Als es bei der Firma Schilling wieder aufwärts ging, holten sie mich als Bildhauer zurück.

Steinmetzleben

In Kirchheim, Kleinrinderfeld, Geroldshausen, Krenshheim usw. ist ein großer Schatz in der Erde verborgen: Der Muschelkalk. Darüber wurde viel geschrieben, deshalb möchte ich mich mehr auf die Bearbeitung des Steines und seine Auswirkungen auf die hier lebenden Menschen konzentrieren. Im Dritten Reich erlebte der Muschelkalk eine Renaissance. Viele Monumentalbauten z.B. der Reichstag in Berlin und viele mehr wurden aus diesem Stein errichtet bzw. damit verschönt.

Dafür benötigte man natürlich Menschen die das Material bearbeiteten: Die Steinmetze.

Im näheren Umkreis gab es mehrere Steinwerke mit einer großen Anzahl von Arbeitern. Da war es logisch, dass fast jeder zweite seinen Lebensunterhalt mit dem Muschelkalk verdiente. Bevor er jedoch als ausgewachsener Steinmetz galt, kam erst die Lehrzeit.

Davon und von den verschiedenen Bräuchen die ich miterlebt habe, will ich nachfolgend berichten.

Im Frühjahr 1942 im Alter von 14 ½ Jahren begann ich eine Lehre bei der Firma Carl Schilling in Kirchheim. Von meinem Naturell war ich nicht besonders groß und in dem Alter auch etwas schwächig. Bei der Arbeit mit dem schweren Steinhauerwerkzeug fiel es mir am Anfang sehr schwer. Vom ersten bis zum 3. Lehrjahr sind ca. 30 bis 36 Burschen in der Ausbildung gewesen. Aus arbeitstechnischen Gründen waren die Steinmetze in Vierergruppen aufgeteilt. Dadurch ging das Auf- und Abbänken reibungslos. Die 4-er Gruppe nannte man Kompanie. Gab es bei einer Kompanie Probleme durch das Gewicht des Steines rief man Kollegen zu Hilfe. Der alt eingebürgerte Spruch lautete: „Die Herren sind angesprochen“

War die Arbeit getan, hieß es: „Die Herren sind bedankt.“ Ist ein Kollege dieser Aufforderung nicht nachgekommen, wurde er kalt gestellt, d.h. es wurde ihm auch nicht mehr geholfen. Das bedeutete für ihn, in diesem Betrieb kannst du nicht mehr arbeiten.

Eine weitere Besonderheit, ebenfalls aus alter Tradition war das „Budenrecht“. Das Budenrecht gab es nur in



NIEDERGESCHRIEBEN VON HEINZ WEBER



den Steinmetzbetrieben. Es war eine Art wilder Streik und galt für die Steinmetze eines Betriebes. Obwohl meines Wissens alle Steinmetze in der Gewerkschaft organisiert waren, blieb sie beim Budenrecht außen vor.

In jedem Betrieb gab es einen Altgesellen, ein besonders guter und fähiger Steinmetz. Nur dieser konnte das Budenrecht aussprechen. Gab es einen Vorfall zwischen einem Vorgesetzten und einem Mitarbeiter den dieser als nicht gerechtfertigt ansah, ging er zum Altgesellen und beschwerte sich. Dieser prüfte den Fall. Wenn dem Mitarbeiter Unrecht getan wurde und der Polier oder sonst ein Leitender seinen Vorwurf nicht zurücknahm, sprach der Altgeselle das Budenrecht aus.

Bis sich der Fall geklärt hatte, legten alle Arbeiter ihr Werkzeug nieder. Es wurde nicht gearbeitet. Ein Streikgeld

gab es nicht. Lohn wurde auch nicht gezahlt. Für alle ein großer Verlust, denn manchmal dauerte es mehrere Tage bis das Budenrecht durch den Altgesellen aufgehoben wurde.

Als Lehrlingsausbilder der Firma Schilling hatten wir den Theodor Linsenbreder. Alle nannten ihn „Meister“.

Damals gab es eine 6-Tage-Woche. Am Samstag sollten die Lehrlinge im Sport und Spiel im Sinne des Führers gestählt werden. Unser Meister hat diesen Tag benutzt um uns neben Sport auch Anstandsunterricht zu geben. Er erkannte, dass man diesen jungen Leuten neben der fachlichen Ausbildung noch etwas mehr mit auf den weiteren Lebensweg geben musste.

Wir Burschen kamen alle aus einfachen Familien und wuchsen ohne große Konventionen auf. Etikette oder Verhaltensweisen anderen gegenüber waren uns deshalb nicht so geläufig. Das wollte der Meister ändern. Er brachte uns bei, dass man vor dem Betreten des Büros die Mütze abnimmt. Meistens haben wir dies später schon 100 m vor dem Bürogebäude getan, damit wir es nicht vergessen. Das Betreten und das Verlassen eines Raumes gehörte zum Unterricht. Wie man jemand anspricht und sich ordentlich unterhält lernten wir auch. Damit das auch wirklich klappt, wurde vor versammelter Mannschaft geübt.

Die Bundesagentur für Arbeit hat heute dafür extra Berufsberater die das den Jugendlichen vor ihrer Bewer-



bung beibringen sollen, sogar mit Videoaufzeichnungen. Da muss ich feststellen: Der Theodor Linsenbreder, unser Meister war seiner Zeit fast 70 Jahre voraus. Zu Beginn der Lehrzeit erhielt jeder Auszubildende eine Holzkiste in der sich sein Werkzeug befand. Auf dem Deckel der Kiste stand genau aufgeführt welchen Inhalt sie hatte. Der Meister überprüfte dies öfters. Einem Kollegen, der bereits seinen Einberufungsbefehl hatte, und nur noch wenige Tage im Betrieb arbeitete, sollte anscheinend ein Abschiedsgeschenk gemacht werden. Irgend jemand





entfernte das Werkzeug aus der Holzkiste und legte einen abgeschlagenen Hahnenkopf hinein. Bei einer Kontrolle hat der Meister das entdeckt. In einer Unterrichtsstunde erzählte er das und regte sich sehr über diese Freveltat auf.

Ich war im ersten Lehrjahr und kannte die Gepflogenheiten meines Meisters noch nicht. Bei seiner Schilderung konnte man aus seiner Mimik kaum erkennen ob er es ernst meint oder ob er lacht. Ich jedenfalls empfand das alles sehr lustig. Das hat er gemerkt. Einer Tracht Prügel bin ich knapp entgangen.

Wir Stifte mussten auch Botengänge verrichten. Eine besondere Freude hatten die Gesellen wenn sie einen von uns reinlegen konnten. Für das Anzeichnen von Profilen benötigte man eine Schablone. Diese mussten wir im Büro holen. Der Trick bestand darin: Der Stift sollte die Nummer 4-U-25 besorgen. (Das war die Zeit des Feierabends)

Die Techniker machten dieses Spiel gerne mit und übergaben dem Bittsteller eine übergroße Schablone die er dann zur Bude geschleppt hat. Als er ankam war das Gelächter groß.

Diese kleinen Späße brachten ein wenig Abwechslung und Fröhlichkeit in unseren Alltag. Es gab aber auch viele Geschichten die nicht immer lustig waren.



Die Ruhestörung

... oder: wie Du mir, so ich Dir.

Hunde waren schon immer beliebte und zuverlässige Begleiter des Menschen. Viele Hundehalter hatten Eigentum z. B. ein Haus, einen Stall oder einen Hof der bewacht werden musste. Dafür hatten sie meistens einen Hund. Deshalb auch der Name Hofhund. Wenn ein Hund auf eine Sau aufpasste, war das noch lange kein Sauhund. Diese Bezeichnung kann sowohl eine negative als auch positive Bedeutung haben, hauptsächlich in Oberbayern. Die meisten Hofhunde hatten eine Hütte oder im Scheunentor gab es ein Schlupfloch damit der Hund dort Unterschlupf fand. An einer langen Kette angebunden konnten sie sich weit im Hof bewegen. So lange ich mich an meine Kindheit und darüber hinaus erinnern kann, hielten wir immer Hunde. Ein Exemplar war besonders wachsam und erfüllte seine Aufgabe als Hofbeschützer mit einem nicht zu überbietendem Eifer. Wenn jemand in unser Grundstück ging oder sich auf die Straße näherte, schlug er laut und deutlich an. Jeder von uns sollte wissen: da kommt jemand.

In unserer Nachbarschaft, bei der Ida Nees war ein neuer Mieter eingezogen. Ein pensionierter Beamter, den sicherlich jede Fliege an der Wand störte. Gestört hat er sich auch am Gebell unseres Hundes. Das gipfelte öfters in wüsten Beschimpfungen an meinen Vater. Er verlang-

te sogar, dass der Hund abgeschafft werden müsse. Das lehnte mein Vater kategorisch ab. Der Hund kommt auf keinen Fall weg.

Nach langen Diskussionen und weiteren Drohungen des Mieters kam unverhofft ein Polizist in unser Haus. Die zuständige Polizeistation war in Kirchheim. Die Polizeibeamten hatten ein vertrauensvolles und fast freundschaftliches Verhältnis zu den Mitbürgern.

Mit bedauernswerter Miene teilte er meinem Vater mit, dass der Mieter eine Anzeige wegen Ruhestörung eingereicht hat. Das Ordnungsgeld, das er gleich kassieren wollte betrug 2 Mark. Eine für die damalige Zeit horrend Summe. Mit Bauchschmerzen bezahlte mein Vater die Strafe. Trotzdem ließ er sich nicht dazu bewegen den Hund abzuschaffen.

Es hat gar nicht lange gedauert, stand der Polizist wieder bei uns auf der Matte, wieder eine Anzeige, wieder Ordnungsgeld.

Man kann sich leicht vorstellen was passiert wäre, wenn dieser Mieter einmal erlebt hätte, was heute in der Kirchheimer Straße abgeht. PKW's, LKW's und röhrende Motorräder hätten ihn an den Rand des Wahnsinns gebracht. Ein Psychiater wäre sein ständiger Begleiter gewesen.

Nicht dazu gerechnet sein Pillenverbrauch. Die Pharmafirma hätte ihm die Miete bezahlen können und trotzdem noch gut dabei verdient.

Bei der zweiten Anzeige sah man dem Polizisten an, dass er großes Mitleid mit meinem Vater hatte. Nochmals wollte er dieses Drama nicht mehr mitmachen.

Da kam ihm eine Idee. Er fragte meinen Vater, ob denn der Mieter keinen Krach machen würde? Nach kurzem Überlegen fiel meinem Vater ein, dass manchmal sein Radio ganz schön laut sei. Also der Vorschlag des Beamten: Schreiben sie auf, an welchem Tag und zu welcher Stunde das passiert. Eine Anzeige wegen Ruhestörung würde er dann gerne aufnehmen.

Gesagt, getan. Weitere Anzeigen wegen Ruhestörung – keine mehr.





ERLEBT UND ERZÄHLT VON WILLI GRIMM

Der Klößpätter (Kloßpeter)

Der Strassemanns Peter hat im Winter bei einem Dreschunternehmen als Einleger auf den Dreschkasten gearbeitet. Peter war hoch gewachsen, mit breiten Schultern und starken Armen. Kurzum, ein richtiges Mannsbild.

Der konnte richtig hinlangen, in jeder Hinsicht, wie wir nachfolgend noch feststellen werden. Damit das Dreschen ohne Unterbrechung weiter lief, gingen die Arbeiter einzeln zum Essen. In diesem Fall ging der Peter als Erster in die gute Stube um das Mittagessen einzunehmen.

Kräftig wie er war und auch durch die lange Arbeitszeit bedingt, hatte der Peter einen Mordshunger. Da kam ihm die Pause gerade recht.

Wenn gedroschen wurde, war das ein ganz besonderer Tag für den Bauern. Die Bäuerin legte ihr ganzes Können an den Tag und bot das Beste was die Küche hergab.

Herrlicher Schweinebraten, Klöße und Kraut standen in Schüsseln auf dem Tisch, da konnte sich jeder bedienen und die Hausfrau beschäftigte sich anderweitig.

Als Peter diese Berge von Fleisch und Klößen vor sich auf dem Tisch sah, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Er fragte sich dabei: Ja mei ist denn heut schon Weihnachten?

Ohne Umschweife begann er mit der Völlerei und Zug um Zug verschwand ein Kloß und ein Stück Fleisch nach dem anderen in seinem leeren Magen.

Die Bäuerin ging ihrer Arbeit nach und kümmerte sich nicht um den glücklichen Esser. Nach der ausgiebigen Mahlzeit ging Peter, wenn auch etwas schwerfällig wieder auf den Dreschkasten. Dann kam der nächste Arbeiter und setzte sich an den Tisch. Was er da sah entsprach bei weitem nicht seinen Erfahrungen die er in diesem Hause schon gemacht hatte. Keine Klöße, wenig Schweinebraten und nur noch etwas Kraut in den Schüsseln. Das kann doch nicht sein.

Er rief nach der Bäuerin. Diese kam sofort in die Stube. Als sie die Schüssel in der die Klöße liegen sollten sah, fiel sie fast in Ohnmacht. Die 13 von Hand gefertigten Klöße – alle weg. Dabei muss man sagen, dass die Bäuerin, bedingt durch die schwere Arbeit die sie auf dem Hof verrichten musste, keine kleine Hände hatte mit der sie die Klöße formte. Ergo, ein Kloß war nicht gerade Kindskopf groß aber viel hat nicht gefehlt.

Nun war guter Rat teuer. Zum Aldi gehen und fertigen Kloßteig holen? Geht nicht, Aldi gab's damals nicht. Neue Klöße machen? – Dauert zu lange. Also gab es Nudel zum restlichen Schweinebraten.

Dieses Kloßfestival war den anderen Mitarbeitern eine heilsame Lehre. In Zukunft durfte Peter nie mehr als erster in der Mittagspause zum Essen gehen.

Aufgrund dieses Vorfalles erhielt der Peter logischerweise den Spitznamen „Klößpätter“ der ihn sein weiteres Leben lang begleitete.

NIEDERGESCHRIEBEN VON HEINZ WEBER



Zwei Kleinrinderfelder Originale: Johann Borst und Fritz Schirmer







Die Dreschmaschine

Der Besitzer der Dreschmaschine war mein Vater Michael Keller bis zu seinem Tod 1942. Danach besaß eine Erbgemeinschaft die Maschine. Im Jahre 1939 habe ich bei meinem Vater angefangen und bis zu meiner Einberufung zum Militär 1942 gearbeitet.

Damals bestand die Dreschmaschine aus drei Elementen. Das Lokomobil. Dieses Gerät funktionierte auf Dampfbasis, d. h. es war im Grunde eine Lokomotive nur anstatt zu fahren übertrug es seine Kraft auf ein Schwungrad das über breite Lederriemen die restlichen Aggregate antrieb. Das Lokomobil wurde mit Holz und Kohle befeuert damit das Wasser im 1200 Liter fassenden Tank sich zu Dampf wandelte. Der Dampf trieb die Kolben an und übertrug die Kraft auf das Schwungrad. Wenn wir um 7 Uhr morgens zum Dreschen anfangen wollten, musste einer von uns schon um 4 Uhr das Feuer anzünden und ordentlich Brennmaterial nachlegen damit wir genügend Dampf hatten. Ab 1943 wurde das Lokomobil durch einen Stromwagen, der viel leichter und bedeutend besser zu handeln war, ersetzt.

Der zweite Teil bestand aus dem Dreschkasten in dem die Ähren ausgedroschen wurden.

Danach kam die Strohpresse die das anfallende Stroh zusammentrug und mit Pressbendel zu viereckigen Ballen verschnürte.

Die meiste Zeit während der Dreschperiode haben wir in Eßfeld, Giebelstadt und Ingolstadt verbracht. Der Vordrusch fand im August statt. Dies war nötig, damit die Bauern wieder ihre Scheunen mit den noch auf den Äckern befindlichen Garben füllen konnten. Um unsere Arbeit in den genannten Gemeinden durchführen zu können, mussten alle drei Geräte dorthin gebracht werden. Jedes Teil war so schwer, dass es nur vier Pferde schafften die Maschinen zu ziehen. Besonders am Geroldshäuser Berg haben Michael Grimm (Jörgadel) und Adolf Borst (Hansabeck) ihre Tiere angespannt. Die Pferde der Gäubauern waren diese Berge nicht gewohnt und schafften es nicht. Erst am Geroldshäuser Wald spannten sie an und fuhren, auch 4-spännig bis zum Zielort. Dieser Transport dauerte jedes Mal einen guten halben Tag. Bis die Maschinen aufgestellt waren ging der Rest des Tages drauf. Neben meinem Vater, dem Chef, meinem Bruder Anton und mir hatten wir zwei festangestellte Helfer. Als erster wäre Wilhelm Borst (Meister Wilhelm) zu nennen. Als Maler arbeitete er im Sommer bei seiner Malerfirma, dann von August bis ca. Februar bei uns.

Der Zweite, Simon Scheuermann (Bruder zum Wagners Fritz) war im Sommer bei der Firma Fischer beschäftigt.

Beide hielten uns ca. 30 Jahre die Treue. Ihre Aufgabe bestand hauptsächlich darin die Garben auf den Dreschkasten ordnungsgemäß einzulegen, damit die Maschine nicht verstopfte. Die Aufteilung von Sommerarbeit beim

Stammarbeitgeber und die Winterarbeit bei der Dreschmaschine ging reibungslos von statten. Ein Beispiel einer Symbiose zwischen Arbeitgeber und Mitarbeiter die heute nicht mehr denkbar ist. Da gab es keinen schriftlichen Arbeitsvertrag mit allen nur erdenklichen Klauseln. Vertrauen in das beiderseits gegebene Wort war das Maß aller Dinge und jeder hat damit gut gelebt. Wenn wir in Eßfeld droschen übernachteten wir bei Richard Raps (heute bekannt durch seine Heckenwirtschaft) in Ingolstadt beim Schäffner Franz und in Giebelstadt bei Thorwart. Die Verpflegung haben die jeweiligen Bauern übernommen.

Am Sonntag trafen wir in unserem Quartier ein und am Samstagnachmittag fuhren wir mit dem Fahrrad wieder nach Hause. Nur einer kannte das Wort fahren nicht: Der Meister Wilhelm. Er hatte einen großen Fehler, er konnte nicht Radfahren. Immer und immer wieder versuchten wir ihn auf einen Drahtesel zu setzen und ihm das Fahren zu lernen. Es ging einfach nicht. Wir gaben es schließlich auf und dachten: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als dass der Wilhelm das Radfahren lernt. Während wir nach Hause radelten ging Wilhelm auf Schusters Rappen quer durch die Felder Richtung Kleinrinderfeld. Meistens haben wir ihn schon in Geroldshausen überholt. Selbst Eis und Schnee konnten ihn bei seinem Fußmarsch nicht aufhalten. Am Samstag ließ ihn mein Vater schon eine Stunde früher gehen und am Sonntag trat er um 15 Uhr seinen Rückweg ins Quartier an.

NIEDERGESCHRIEBEN VON HEINZ WEBER

Von Natur aus war er ein gewiefter und redegewandter Kerl, der nach Beendigung der Dreschzeit im jeweiligen Ort nochmals alle Bauern besuchte. Er verabschiedete sich und, was der Sinn der Sache war, kassierte ein erkleckliches Trinkgeld. So 70 bis 80 Mark kamen da schon in jedem Dorf zusammen. Nach dem Vordrusch kam die Maschine wieder nach Rinderfeld wo einige Bauern droschen. 1948 kam ich aus der Gefangenschaft zurück. Ein Jahr lang bin ich noch bei der Maschine geblieben. Im Jahr 1950 wurde die Erbgemeinschaft aufgelöst. Mein Bruder Philipp hat dann die alte Dreschmaschine unseres Vaters übernommen und dann für die Bauern im Gau gearbeitet.

Ich bekam vom Pfarrer Walter den Dreschkasten. Dafür musste ich eine Ernte umsonst dreschen. Die Presse und den Motorwagen habe ich gekauft. Mit dieser Maschine blieb ich in Kleinrinderfeld und drosch für die hiesigen Bauern. Außerdem stand die Dreschmaschine im Hof der Martinsscheune wo ich dann für die kleinen Landwirte und die so genannten „Heckenschmatzer“ gedroschen habe. Da standen die Fuhren im Kister Weg, in der Gerchheimer Straße und in der Hauptstraße. So um die 30 bis 40 Fuhren haben wir da am Tag gedroschen, manchmal ging das bis 23 Uhr.

Die größte Aufregung gab es jedes Mal, wenn es um die Frage ging, wer als nächster dran sei. Da die Wagen aus drei Richtungen anfuhr kam es da schon mal zu Irritationen. Die Gespanne waren abgeschirrt, folglich

mussten die Fuhren gemeinsam mit Mann- oder auch mit Frauenpower bewegt werden. Da kam es oft zu spektakulären Situationen. Wenn sich eine Gruppe benachteiligt fühlte, wegen der nach ihrer Ansicht unkorrekten Reihenfolge, trat sie in den Streik und verweigerte ihre Mithilfe. Beschimpfungen allerersten Güte, mit allen in Franken bekannten und darüber hinaus gängigen Schimpfworten heizten die Stimmung an. Sogar Handgreiflichkeiten geringeren Ausmaßes kamen vor. Wenn es damals so viele Rechtsanwälte wie heute gegeben hätte und soviel Bürger mit Rechtsschutzversicherungen, wäre das königlich Bayerische Amtsgericht ein Waisenkind dagegen gewesen.

In Kleinrinderfeld gab es ein probates Mittel gegen alle diese Aufregungen. Man ging zum Jakob, holte ein paar Bier, stieß miteinander an und weiter ging's.

Im Jahr 1964 endete die langjährige Ära der Dreschmaschine. Sie wurde durch den Mähdrescher verdrängt.

Für das alte Lokomobil bekam ich 200 Mark vom Eisenhändler Noras. Er zerlegte das Ungetüm in seine Einzelteile. Das Eisen wurde recycelt. Vielleicht fuhr damals einer ein Auto oder einen Bulldog in dem Eisen aus dem Lokomobil verarbeitet war.





Der Kampf mit dem Gänserich

Dieses Erlebnis wurde am 27. August 1922 in der Jugendzeitschrift des Würzburger Generalanzeigers veröffentlicht.

Unser Nachbar hatte einen sehr bissigen und gewalttätigen Gänserich. Wenn nur jemand, der nicht zum Haushalt des Nachbarn gehörte, in der Nähe kam, ging der garstige Vogel mit Zischen und Flügelflattern auf ihn los. Als zehnjähriger Junge kam ich eines Tages von der Schule nach Hause. Unterwegs lauerte mir der Gänserich auf und versperrte mir den Weg. Rückwärts konnte ich nicht mehr: was also tun? Ich wartete auf den Angriff des Wegelagerers, der auch sofort erfolgte.

Gemessenen Schrittes kam der Gänserich auf mich zu, den Kopf weit vorgestreckt und die Flügel gespreizt. Als er noch einen Schritt von mir war und eben auf mich eindringen wollte, ließ ich mich schnell auf ihn fallen, hielt den Hals fest, umklammert und setzte mich auf ihn. Jetzt war er kampfunfähig. Meine Lage war aber nicht viel besser geworden. Stand ich nämlich auf, so würde der Gänserich sofort von hinten auf mich eindringen, weil ich nicht schnell laufen konnte. Ich blieb also auf meiner weichen Unterlage sitzen und wartete bis Leute kamen, die mich befreien würden. Nach halbstündiger ungeduldiger Sitzung kam endlich ein Trupp Frauen. Eine davon packte den Gänserich am Hals, ich stand schnell auf und der

Gänserich flog im Bogen ein Stück fort. Nachdem ich erst tüchtig ausgelacht worden war, ging ich doch mit dem Bewusstsein nach Hause, einen Sieg errungen zu haben. Von nun an hat mich der Gänserich nie mehr angegriffen.

Aber später sah ich einmal wie er und zwei Gänse Kinder aus der Stadt, einen Buben und ein Mädels angegriffen und in die Flucht jagten. Die Kinder wurden böse zerzaust und werden daheim Schreckensdinge von den wütenden Landgänsen erzählt haben.

Erfolgreiche Belehrung

In Kleinrinderfeld gab es ein Ehepaar Meier. Herr Meier war Schullehrer in der Volksschule. Sie hatten eine Tochter Roswitha und wohnten im Lehrerhaus in der Schönfelder Straße.

Nicht weit davon entfernt lebte die Familie Kraus. Ein Sohn der Familie, Helmut, war so alt wie die Roswitha vom Lehrerehepaar Meier. Beide Kinder im Alter von ungefähr sechs Jahren spielten oft miteinander.

Eines Tages geschah etwas ganz natürliches, die Roswitha machte in die Hose. Helmut nahm sie an die Hand und ging zur Mutter um ihr das Missgeschick mitzuteilen. Vor dem Lehrerhaus schrie er in echtem Kleinrinderfelderisch: „*Meieri, Meieri, die Roswitha hat nei die Housa Gschissa*“

Frau Meier kam gleich herbei um sich die Bescherung anzusehen. Sie stellte fest, der Helmut hat Recht. Was sie dabei störte, war die Ausdrucksweise vom Helmut. Sie tadelte ihn und wies darauf hin, dass das Wort „Scheiße“ ganz unanständig sei und er dies aus seinem Wortschatz streichen solle. Das könnte man auch anders sagen. Dabei vergaß sie, oder Helmut hörte es nicht, dieses „böse Wort“ durch ein wenig drastischeres zu ersetzen.

Jedenfalls, am nächsten Tag spielten die beiden Kinder wieder miteinander und Roswitha macht erneut in die Hose. Nun kam Helmut in große Gewissenskonflikte. Soll ich weiterhin mit Roswitha spielen oder sage ich es wieder ihrer Mutter? Wenn ja, wie soll ich es sagen? Ein Ersatz für das „böse Wort“ fiel ihm einfach nicht ein. Trotz aller Zweifel nahm er seine Spielkameradin an die Hand und ging zum Lehrerhaus. Lauthals schrie er: „*Meieri, Meieri!*“

Die Lehrersfrau hörte das Rufen, ging zur Tür und fragte Helmut: „*Was ist denn passiert?*“ Im gleichen Augenblick hatte Helmut die Situation erfasst und sagte ganz cool: „*Wieder so wie gestern*“

 ERLEBT UND ERZÄHLT VON BETTY GEHRING

Der Pate

In den 30iger Jahren hielten sich öfters durchreisende Bürger hier auf, die auch manchmal für einige Zeit in Kleinrinderfeld blieben. Oft standen sie mit ihrem Wagen bei Sybille Retzbach, kurz genannt Sybel (Siebel).

Eines Tages, genau am 29. April 1936 kamen mein Bruder Rudolf Gehring und ich ins Rathaus um zu arbeiten. Damals befand sich das Rathaus noch in dem alten Fachwerkgebäude am Brunnen.

Als wir beide das Rathaus in aller Frühe betraten, kam uns aus einem Nebenraum ganz aufgeregt ein Mann entgegen und teilte uns mit, dass er in der Nacht Vater eines Sohnes geworden sei und dies melden wollte, damit das Kind in das Geburtenregister eingetragen wird. Das sei nicht so schwierig erklärten Rudolf und ich, das kann schon erledigt werden. Damit wäre, so schien es, die Sache ja dann erledigt.

So einfach, sagte der Mann sei das doch nicht. Das Kind bräuchte doch einen Vornamen und dazu natürlich einen Paten. In der Zwischenzeit kam auch der damalige Polizeidiener Josef Amrehn (Amrehn's Sepp) hinzu. Gemeinsam wurde nun beraten wie man dem Vater helfen könne und wo treibt man so schnell einen Paten auf? Nach langem Hin und Her erklärte sich Josef Amrehn bereit, dem Jungen seinen Vornamen zu geben und die Patenschaft zu übernehmen.

Als der Name Josef fiel, erschrak der junge Vater und erklärte verzweifelt, dass er schon sechs Kinder habe und eines davon hieß Josef.

Um die Angelegenheit doch noch zu einem guten Ende zu bringen kam dem Amrehn's Sepp eine gute Idee: Der einzige Mann der jetzt noch zur Verfügung steht ist der Rudolf Gehring.

Als Rudolf diesen Vorschlag hörte wurde er ganz schön blass. Doch mit meiner Mithilfe und viel Zureden vom Sepp nahm Rudolf die Patenschaft an und das Kind wurde auf den Namen Rudolf W. eingetragen.

Als die junge Mutter mit dem Kinderwagen und dem Säugling durch Kleinrinderfeld fuhr wollten natürlich alle mal in den Wagen schauen. Sie waren begeistert von dem schönen Kind und voller Stolz erklärte die Mutter in echtem schwäbisch: „Ja, der Ratschreiber isch der Pate.“ Der Rudolf W. der seine Wurzeln und seinen Paten in Klein-



rinderfeld hatte, konnte anscheinend seinen Geburtsort nicht ganz vergessen und spielte als junger Mann öfters Musik im Gemeindehaus „Zur frischen Quelle“. Ein Kontakt mit seinem Paten hatte er aber sonst nicht.

 Der Dorfplatz 1915




Der Schosters Adel

Der Adel war ein etwas gedrungener Mann aus dem Geschlecht der „Faldleris“. Er war Junggeselle und hatte seine Werkstatt beim Klüpfels Leonhard. Wenn man das Haus betrat ging gleich links eine Tür in die Schuhmacherei vom Adel.

Es war ein kleines Zimmer, ausgestattet mit einer alten handbetriebenen großen Nähmaschine und in der Mitte des Raumes stand der niedrige Schustertisch und dahinter saß der Adel auf einem dreibeinigen Hocker.

Der Adel hatte eine große Kaiser Wilhelm Schnurre auf die er sehr stolz war und täglich öfters mit beiden Händen zwirbelte. Und noch etwas hatte der Adel, was uns als Kinder immer wieder beeindruckte: Er konnte mit den Ohren wackeln. Für seinen Kopf waren sie schon etwas größer ausgefallen als normal – vielleicht war das das Geheimnis seiner Fähigkeit. Stundenlang haben wir mit den tollsten Grimassen versucht das „Ohrenwackeln“ zu lernen, doch immer vergebens, was dem Adel ein diebisches Lächeln hervorzauberte und um uns zu animieren – wieder mit den Ohren zu wackeln.

Der Adel war ein lustiger, manchmal auch listiger Zeitgenosse. Besonders das weibliche Geschlecht hat es ihm angetan und manchen Scherz gemacht, den wir aber damals nicht verstanden. Ein Späßchen dem wir auch gerne zusahen war, das Wasserspritzen. Unter dem

Schustertisch stand immer ein Wännchen mit Wasser, das er zum Einweichen des Leders benötigte.

Wenn nun eine Frau mit Rock (damals trug man als Frau noch keine Hosen) vor dem Tischchen stand und mit dem Adel diskutierte, warum die Schuhe noch nicht fertig waren, griff er schnell und versteckt in das Wännchen und schon hatte sie eine heftige Dusche an den Beinen. Die erschreckte Reaktion erfüllte ihn mit ganz großer Freude und unschuldig, aber recht verschmitzt genoss er seinen Erfolg.

Als Kinder verbrachten wir, hauptsächlich im Winter, viele Stunden beim Adel. In der Werkstatt war es immer schön und warm und manchmal schliefen wir auf dem großen Schuhhaufen ein.

Die Zeiten waren während und auch kurz nach dem Krieg schlecht und es gab nur geringe Zuteilungen von Leder. Aber die Schuhe mussten ja wieder hergerichtet werden wenn sie kaputt waren. Da wurden Reste aufgenäht und was uns besonders gut gefiel: Hufeisen auf die Absätze geschlagen, außerdem an die Spitzen halbrunde Eisen genagelt. Auf die Sohlen kamen, damit sie sich nicht so schnell abliefen, sechseckige Nägel mit kurzem Stift. Das waren die besten Voraussetzungen zum „Horren“, auf Deutsch: „schlittern auf dem Eis“.

Einen besonderen Kick hatten wir auch, wenn wir in die Kirche gingen zu den Bänkchen vorne am Altar. Das waren Geräusche auf den Fliesen im Kirchgang als ob

eine Herde wilder Mustangs in die Kirche kämen. Allein dieser Auftritt entschädigte uns für die manchmal sehr lang dauernde Andacht.

Wenn die am Anfang erwähnte Nähmaschine nicht eingesetzt werden konnte, musste der Adel mit Zwirn von Hand nähen. Dazu musste der Zwirn besonders reißfest sein. Dafür hatte der Adel immer ein Stück Pech bereit. Im Normalzustand war der ganz hart. Um es verwenden zu können nahm der Adel ein Stück in die Hand und knetete es so lange, bis es weich wurde. Dann legte er es auf seine Lederschürze und wirkte den Faden so lange in dem Pech, bis er richtig fest war. Dieses Pech und die Verwandlung vom festen in den weichen Zustand haben es meinem Cousin Manfred und mir angetan. Das merkte auch der Adel. Eines Tages gab uns der Adel ein kleines Stück Pech und sagte, das müsst ihr eurer Mutter ins Bett legen, dann schmeckt (riecht) sie gut. Manfred nahm dann das Pech und legte es seiner Mutter ins Bett.

Am nächsten Tag, als sie aufstehen wollte, war das Nachthemd am Bettlaken festgeklebt. Das Nachthemd und das Bettlaken waren kaputt. Es gab großen Ärger und entsprechende handgreifliche Bestrafung.

Erst als Manfred erklärte, was der Adel gesagt hatte, ging Tante Marie zum Adel und was sie ihm geflüstert hatte, war nicht von schlechten Eltern.

ERLEBT UND ERZÄHLT VON WILLI SCHIRMER

„Borschlitten“ und Schneechaos

Der Name „Bor“ sagt nur alten Kleinrinderfeldern etwas. Das Wort ist abgeleitet von dem Begriff Bahn. Also war das ein Schlitten der eine Bahn zog. Nämlich im Schnee.

Der Borschlitten war eine Konstruktion aus zwei starken Bohlen, die wie ein Dreieck zusammen gefügt waren. Der hintere Teil des Schlittens hatte eine Breite von ca. 4,50 bis 5,00 m.

Im ersten Drittel war quer ein Brett angebracht, auf dem der Kutscher saß. Er führte die zwei Pferde, die den Schlitten zogen. Im Winter bei Schneefall trat der Borschlitten in Aktion. Da bis in die 50er Jahre die Straßen noch nicht geteert und auch keine Gehsteige vorhanden waren, konnte der Borschlitten den Schnee von der Mitte der Fahrbahn in die rechte und linke Kandel (=Straßenrand) befördern. Das Schneeräumen mit dem Borschlitten war ein äußerst umweltfreundliches Verfahren. Manchem Grünen, wenn es sie damals schon gegeben hätten, wäre das Herz aufgegangen wie Hefeteig.

Streusalz oder CO_2 Ausstoß – gleich null –, außer ein paar Pferdeäpfel oder gelegentliche Darmwinde der Pferde flogen dem Kutscher um die Ohren.

In normalen Wintern bekam der Borschlitten, wenn auch durch mehrmaliges Fahren die Sache mit dem Schnee gut in den Griff. Aber im Winter 1941/42 brach ein

Schneechaos über unser Dorf und die nähere Umgebung herein, da war der Borschlitten machtlos. Dazu kam noch ein starker Sturm, so gab es große Schneeverwehungen. Um die Straßen frei zu bekommen wurde die Ortsbevölkerung gegen Entgelt, sowie alle kriegsgefangenen Franzosen aus dem Ort zum Schneeräumen aufgefordert.

Ich erinnere mich an eine besonders exponierte Stelle, nämlich die Senke zwischen Limbachshof und Kist, kurz vor der Bundesstraße. Dort schaufelte man Schnee in drei Etagen von der Straße und die Schneewand war bis zu sechs Meter hoch. Meine Mutter und ich, 10 Jahre alt, waren von Anfang bis zum Ende dabei.

Von dem Lohn für das Schneeschippen haben wir uns ein Ferkel gekauft.



Hauptstraße 18, Anwesen von Ludwig Grimm





Julius, der Ziegenbock

Als ich 15 Jahre alt war, bekamen wir Zuwachs in unserem Stall. Mein Vater, der Schirmers Fritz übernahm die Verantwortung für zwei edle, prämierte und gekörte Ziegenböcke. Es gab damals ca. 100 Ziegen im Dorf und die mussten jährlich, so zwischen Oktober und November unseren Böcken einen Besuch abstatten, um im nächsten Frühjahr Nachwuchs zu gebären.

Die Böcke kaufte die Gemeinde, mein Vater hatte sie gegen Entgelt das ganze Jahr über zu versorgen und im Herbst das Management zu übernehmen. Es waren zwei, da die Bockzeit so kurz und die Ziegen so viele waren. Einer allein konnte beim besten Willen die Aufgabe nicht bewältigen. Viagra war damals noch unbekannt, sowohl bei den Ziegenböcken als auch beim Menschen, und das war gut so. Ein arbeitsloser Ziegenbock hätte ja auch kein Arbeitslosengeld oder gar Hartz IV bekommen.

Die Böcke mussten alle Jahre bei der Körung ihre Männlichkeit beweisen, wenn es nicht mehr ging, wurden sie gegen jüngere ausgetauscht. Jeder Bock hatte einen Namen und so sind die Wotans, Maxels, Brutus und viele mehr noch in meinem Gedächtnis. An einen Bock kann ich mich noch genau erinnern, es war der „Julius“. Während der Bockzeit rumorten die Tiere recht heftig im Stall, danach und das ganze Jahr über blieben sie recht zutraulich und zahm. Der Julius war ein Prachtexemplar seiner Rasse,

ca. 1,50 m hoch, hatte einen langen Bart und riesige Hörner. Eines Tages saßen wir beim Müller im Gasthaus „Zum Löwen“, hatten schon einige „Bartel“ (Krüge) intus, da kam der Gallus Borst auf die Idee: „Wir holen jetzt den Julius aus seinem Stall, wenn ihr alle dann für uns Freibier springen lasst.“ Keiner glaubte, dass wir das auch wirklich in die Tat umsetzen würden und stimmten zu.

Wir gingen nach Hause, der Gallus sprach dem Bock gut zu, ich hatte etwas Angst, denn Julius war nicht gerade ruhig, und ab ging es zum „Müller“. Mit viel Hallo wurden wir in der Wirtschaft begrüßt. Alle tanzten um den Bock herum, was ihm doch nicht ganz geheuer vor kam und als Beweis seines Unmuts entleerte er sowohl seinen Darm als auch, was noch unangenehmer war, seinen „Bocksbeutel“. Einen noch größeren Schrecken gab



es, als Julius plötzlich auf den in der Mitte der Wirtschaft stehenden Ofen losging und ihn umwarf. Das Ofenrohr fiel herunter und die Rußwolke größeren Ausmaßes durchzog die Wirtschaft. Damit war unsere „Bockparty“ schnell beendet und Julius kam wieder in seinen Stall. Von dieser Geschichte habe ich folgendes Gedicht gemacht:

Es saßen einst vier lustige Mann
im Löwenwirthshaus drin
und tranken aus dem Bartel (Krug)
mit frischem, frohem Sinn.
Der Bartel wurde leer,
die Köpfe wurden schwer.
Da kam ein Mann auf den Entschluss:
wir holen jetzt den Geißbock Julius.
Ein Freund mit viel Humor und Witz,
ging auch hinaus zum Schermers Fritz.
Sie schmuggelten leise den Bock heraus
und Julius strömte sein Aroma aus.
Sie ritten den Bock, es wir sich schon lohnen
(Freibier)
und in der Wirtschaft lagen Bohnen.
Der Bock kam zurück in den Stall
und der Bartel füll' sich noch duztende Mal.

ERLEBT UND ERZÄHLT VON WILLI SCHIRMER

Der Holzstrich

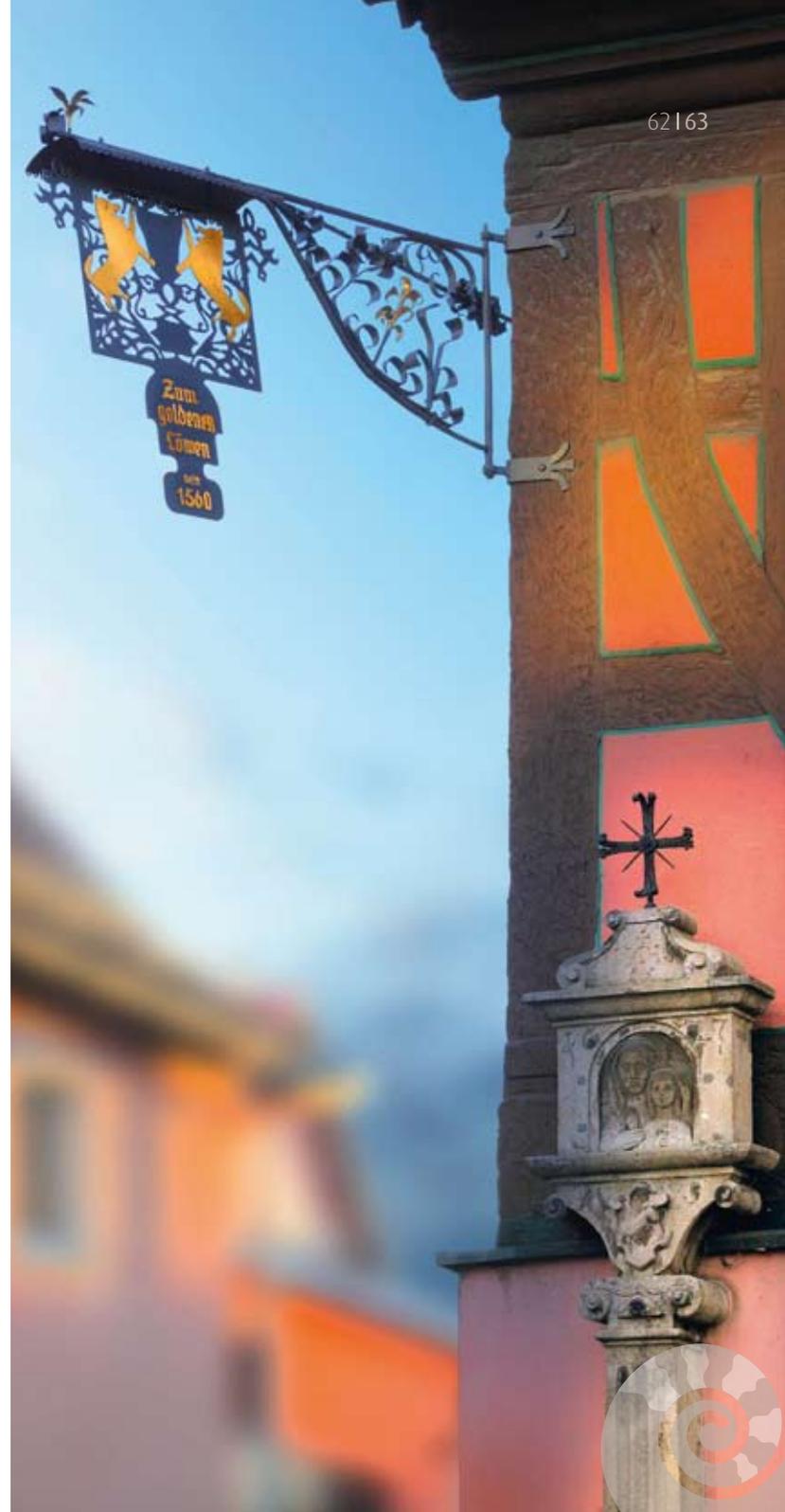
Nach dem Krieg und nach der Währungsreform war Brennmaterial ein rares und wertvolles Gut. Damals gab es weder Heizöl, Pellets oder sonstige Energiequellen. Auch Kohle fehlte allenthalben um die Öfen in Küche und Wohnstuben zu erwärmen. Zum Glück sind wir umgeben von Wald, was andere Gemeinden wie Geroldshausen, Allersheim, Kirchheim und der Ochsenfurter Gau nicht haben. Also waren sie gezwungen ihren Bedarf in Kleinrinderfeld zu decken. Damals hatte der Staat, der Besitzer des Waldes, noch viele Holzfäller beschäftigt. Diese schlugen die Bäume und setzten das Holz sterweise im Wald auf. Jeder Holzstoß bekam eine Nummer eingeschlagen und es kam dann zum „Holzstrich“. Dies war im Winter eine Veranstaltung, die jede Prunksitzung von heute in den Schatten stellen würde.

Ich habe 1953 einmal daran teilgenommen und folgendes dazu gereimt: (siehe nächste Seite).

Wenn die Bauern aus dem Gau im Winter bei Eis und Schnee ihr ersteigertes Holz abholten, standen die Pferde- fuhrwerke mit den schwer beladenen Wagen um die Mittagszeit beim Gasthaus „Zum Löwen. Die Schlange der Fahrzeuge stand an manchen Tagen bis zum Leonhard Borst. Die Fuhrleute saßen im Gasthaus, stärkten sich mit Brotzeit, Bier und Wein, die Pferde hatten Futterkrippen zum Teil an den Wagendeichseln und fraßen ihren Hafer.



Es kam öfters vor, dass ein Gespann den Berg in der Hauptstraße oder den Geroldshäuser Berg nicht schaffte, dann spannten hilfsbereite Kleinrinderfelder Bauern ihre Tiere vor. Und ab ging es in die Heimat, bis zum nächsten „Holzstrich“ in Kleinrinderfeld.





ERLEBT UND ERZÄHLT VON WILLI SCHIRMER

Der Holzstrich

Aufn Mittwoch wars, in der Früah,
der Hannes trinkt grad sei Kaffebrüah,
doa guckt sei Fraa zon Fanstern aus
und schreit: Was it denn loas doa daus?
Von Geroldshausa, Mous un Kiri rei,
all ströme sin zon Sternwert nei.
Doa säigt der Hannes, no dumms Luder,
wäst's denn nit, Houlzstrich it!
Ar hoult sein guata Kittel vür,
künnt gar nit schnall gnuag dorch die Tür.
Ar rennt und springt und fellt sier nou,
doch endli it ar oun Haufa drou.
Langsam schieawa sie sich vür
Der Hannes steiht dann vor der Tür.
Und wia er dann guckt neid an Saal,
lieber Gott war des a Qual!
Ein Raach, ein Qualm, ein Gstank,
doa würd mer scho im vorraus krank.
Und mitten drinn, auf hohem Bock,
sitzt der Forstmeister Stock.
Er klingelt und die Leut sen still,
der Stock dar fröagt, war mitstreich will.

45 kost der Ster, wer bit mehr? Wer biet mehr?
50 schreit der Gehrigs Otto
Und denkt, i gwinn ja doch beim Toto.
Der Hannes denkt, der Karl hot Gald,
wia geits dann so was auf der Walt?
A Houlz muaß bie, sit ganz egal,
jetz streich i nei!
Ar steigert glei auf 50 nauf,
zum Dritten schreit der Stock
und fertig is der Kauf.
Dia weiber streicha a drauf loas
und denka, n'Freiti geits wieder Moos.
Der Eitels Schorsch als Holzfachmann
Streich alles was er streichen kann.
40, 60 und no mehr,
ar geit a hunnert für en Ster.
Besonders tüchti war der Sepp (Amrehns Sepp)
Ar streicht drauf loas grad wia a Depp.
Ar mecht das nit für sich allee,
dar streicht glei für die halbi Gmee.
Getrunka wörd a fest dabei,
des it a lust'ge Streicherei.

Dia Förster schüttla scho die Köpf,
und denka: Des sen dummi Tröpf.
Alli wöll'n racht viel Houlz erhascha
Und schiewa'n Staat s Gald nei dia Tascha.
Stacka, Knüttel und Reisihaufa
Das söll'n die Rinnerfalder kaufa.
Das beste Holz von der Gemee
Künnt natürlu naus'n Gää.
Der Hannes denkt, ets ist vorbei,
etzt pfeif i auf die Streicherei.
Dia Nummer hat er von sein Houlz,
etzt geiht er hämm sogar racht stoulz.
Mittag doa geht'r naus'n Wald,
doa hätt's n halt schier ümgeknallt.
Für 50 Mark 'n Stackahaufa
Doa kann mers in der Apotheke a kaufa.
Ihr liewi Leut bedenkt es wohl,
lasst Euch nit treib vom Alkohol!
Seid s'nächste Mal a bissla stolz
Und lasst'n Staat sei teuers Holz!





Zur Geschichte des Waldes bei Kleinrinderfeld

EINE GEMEINDE MIT LANGER FORSTLICHER TRADITION

Vorwort der Gemeinde

Kleinrinderfeld mit Limbachshof und Maisenbachhof ist von ausgedehnten Waldungen umgeben, ohne dass in der Gemeinde selbst nennenswerter Waldbesitz vorhanden ist.

Die Karte aus dem 16. Jahrhundert – abgebildet auf Seite 15 – macht diesen Tatbestand noch unverständlicher, wenn man sich das Gemeindegebiet durch die dort aufgeführten „Limpacher markung“, „Bronner gemarkung“, „Rorensehe gemark“, „Kleinrinderfeld“ und „Meisenbacher Gehölz“ abgedeckt vorstellt.

Die folgende Ausarbeitung gibt unter anderem Antwort auf diese Fragestellung. Sie wurde der Gemeinde dankenswerter Weise von Herrn Herbert Fleischmann (Amt für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Würzburg) überlassen.

Kleinrinderfeld war jedoch – trotz fehlender größerer Waldflächen im Gemeindegebiet – über Jahrhunderte hinweg ein Forstrevier – zeitweilig auch eine Forstamtsaußenstelle – des Forstamtes Würzburg. Dieses Revier hatte in forstlichen Kreisen stets einen sehr guten Namen. Es ist anzunehmen, dass der 1852 in Kleinrinderfeld geborene Geheimrat Felix Grimm und spätere Leiter der Regierungsforstkammer Würzburg (von 1909 bis 1921) in dieser forstlichen Tradition zu sehen ist. Leider ist die Umorganisation der Bayerischen Staatsforsten von 2005 dieser langen Tradition nicht mehr gefolgt.



Das ehemalige Forsthaus

Mittelalterliche Siedlungen im Irtenberger und Guttenberger Wald

Guttenberger und Irtenberger Wald sind heute zwei große zusammenhängende Waldflächen im Landkreis Würzburg. Der Guttenberger Wald umfasst eine Fläche von rund 2800 ha, vom Irtenberger Wald liegen rund 1400 ha in Bayern.

Im Mittelalter waren beide Wälder von zahlreichen Siedlungen mit Wiesen und Ackerland durchbrochen. Die Waldfläche war wesentlich kleiner.

Als Siedlung im Irtenberger Wald ist einmal Haselbrunn zu nennen, das zusammen mit Albstatt und Waldbrunn schon 1164 urkundlich erstmals erwähnt wird. Über die Größe des Ortes und der Flur liegen keine Angaben vor, jedenfalls wird Haselbrunn in einem Vertrag von 1323 als Dorf bezeichnet; auch ist von einer Mühle die Rede. Schon 1427 ist der Wüstungsprozess in vollem Gange – die Haselbrunner Gemarkung ist weitgehend bewaldet, die Bebauung verschwindet nach und nach. Ebenso ergeht es Albstatt. Nur Waldbrunn wird nie ganz aufgegeben, auch wenn es Mitte des 15. Jahrhunderts nur als Weiler bezeichnet wird. Zwar wird auf Waldbrunner Gemarkung im 19. Jahrhundert wieder eine Waldfläche gerodet, die heutige Waldbrunner Flur ist in ihrer Gesamtfläche aber wesentlich kleiner als die ehemaligen Fluren von Albstatt, Waldbrunn und Haselbrunn zusammen.

Eine weitere beachtliche Siedlung im Irtenberger Wald stellt Erdburg dar. Es wird auch als Sundorun Erdburg (=südliches Erdburg) bezeichnet, im Gegensatz zu einer früheren, östlich von Eisingen gelegenen Ortschaft gleichen Namens (heute Erbachshof). Schon in der Würzburger Markbeschreibung von 779 wird Sundorun Erdburg genannt. Im Jahr 1330 berichten gleich vier Urkunden über das Dörflein Erdburg. Es bestand damals aus vier Höfen und sechs Huben, die von sechs Bauern bewirtschaftet wurden. Ein Teil der Huben gehörte den Bauern, die übrigen bewirtschafteten sie als Lehen. Die Lehensgüter gehörten einem Eispert von Rieneck und den Brüdern Dietrich und Konrad Zobel zu Giebelstadt. Dass die Rienecker Grafen hier Besitz hatten verwundert nicht, gehörte doch der Irtenberger Wald im Mittelalter zum Territorium des Erzbistums Mainz.

Später finden wir in Irtenberg noch den Johanniter-Orden zu Würzburg, die Freiherrn von Thüngen und schließlich das Erzbistum Mainz selbst als Grundherren. Aber schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts wird die Gemarkung nicht mehr bewirtschaftet, die Felder sind bewaldet. 1561 wird Irtenberg erstmals in den Archivalien als Wüstung bezeichnet. 1623 ist dort ein Förster nachweisbar, den die Fürstbischöfe von Würzburg dort installiert hatten. Dies hängt mit dem Vertrag von 1585 zwischen dem Erzbistum Mainz und dem Bistum Würzburg zusammen, in dem unter anderem der Irtenberger Wald an Würzburg fällt.

1691 und 1731 wird noch ein Hof zu Irtenberg genannt, der dem Hofspital Würzburg unterstellt war. Eine Beschreibung von 1748 erwähnt das Irtenberger Jagd- und Lusthaus und den Hof, der immer wieder neu verpachtet wird. Die Irtenberger Markung dürfte zu Beginn des 16. Jahrhunderts etwa die heutigen Waldabteilungen Auslauf, Straßenholz, Johanniterholz, Hönigholz, Hoherain, Spitze und Riegelsweg und auf badischer Seite das Gebiet zwischen Vogelherd, Leusenhardt und Tännig-Wald umfasst haben.

Heute steht nur noch das ehemalige Forsthaus des inzwischen aufgelösten Forstamtes Würzburg; es wurde in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verkauft und dient heute nur als Lagerraum.

Auch im Guttenberger Wald wurden im Mittelalter große Flächen landwirtschaftlich genutzt. An erster Stelle ist Rokkenstatt zu nennen, teilweise wird es auch als Roggunstath bezeichnet. Der Ort wird 849 anlässlich einer Schenkung Ludwigs des Deutschen an das Kloster Fulda erstmals genannt. Zur Siedlung gehörten Ackerland und Wald. Als König Heinrich IV. dem Bischof von Würzburg im Jahre 1060 den Wildbann zwischen Main und Tauber bestätigte, wird Rokkenstatt im Rahmen der Grenzbeschreibung des Wildbanns wiederum erwähnt. Die oberhalb der Siedlung gelegene Burg Guttenberg scheint zu dieser Zeit noch nicht bestanden zu haben. Rokkenstatt kam frühzeitig in den Besitz der dem Würzburger Bischof unterstellten





Ministerialen-Familie Zobel. Diese errichteten südlich der Siedlung ein Schloss und nannten sich Zobel von Guttenberg. Das Baujahr des Schlosses ist unbekannt, im Jahre 1233 wird es erstmals erwähnt. Im Laufe der folgenden drei Jahrhunderte gelang es den Zobels die vier Hofstellen in Rokkenstatt samt Äckern, Wiesen und Wald nach und nach an sich zu bringen. Das Wüstfallen der landwirtschaftlichen Flächen mit nachfolgender Bewaldung wurde offenbar bewusst hingenommen. Ob die Zobels – wie Jahrzehnte später die Fürstbischöfe von Würzburg – gleichfalls die Absicht hatten, sich einen von bäuerlichen Eingriffen freien Waldbesitz zu schaffen, bleibt dahingestellt, liegt aber nahe, da sie schon in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts einen Förster angestellt hatten.

Die landwirtschaftliche Fläche Rokkenstatts umfasste im 14. Jahrhundert mindestens 36 ha, möglicherweise sogar 150 ha – vorwiegend in der heutigen Waldabteilung Rindshügel.

1502 verkaufte Stephan Zobel – wohl nicht ohne Druck – den halben Anteil an Rokkenstatt, den Halbtteil der Burg Guttenberg, 450 ha Wald und weitere Besitzungen an den Fürstbischof Lorenz von Bibra; in den Jahren 1508 und 1515 veräußerten die Erben des Stephan Zobel die andere Hälfte der Burg, weitere 450 ha Wald und die restlichen Güter in Rokkenstatt. Damit hatte Lorenz von Bibra das Zentrum und zugleich die Hauptmasse des Guttenberger Waldes an sich gebracht. Sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl

konnte sich aber nicht lange am Besitz der Burg erfreuen: schon 1525 wurde sie im Bauernkrieg zerstört.

Fürstbischof Melchior Zobel von Guttenberg ließ unterhalb des späteren Forsthauses Guttenberg, also an seinem Geburtsort, im Jahre 1556 ein Wasserschloss errichten. Es diente ihm und seinen Nachfolgern als Residenz während der Jagd. Die Säkularisation und der Übergang des Schlosses in das Eigentum des Königreiches Bayern läuteten zu Beginn des 19. Jahrhunderts sein Ende ein. Teils wurde es abgetragen, teils dem Verfall überlassen. Eine Steintafel mit lateinischer Versinschrift, die ursprünglich über dem Portal des Wasserschlosses eingelassen war, wurde nach dem Abriss am damaligen Forsthaus Guttenberg angebracht und erinnert noch heute an jenes Bauwerk.



Steintafel mit lateinischer Versinschrift – übersetzt:

- 1 *Glücklich seist du und mit glückbringendem Fuß betrete die uralte Schwelle und was das Geschlecht der Zobel als erste Heimstatt hatte;*
- 3 *Melchior erkennt dies auch gern als seine Wiege an, der die unbesiegten Franken mit Schwert und Stab regiert;*
- 5 *Er hat dieses väterliche Haus, weil ihn schmerzte, daß es verfallen war, wiederhergestellt aus dem Material, das die Zeit und der Ort zuließen.*
- 7 *Doch wenn den erwünschten Frieden Jupiter auf dem Erdkreis befestigt hat, wird er alles aus reinem Marmor erbauen.*
- 9 *1. Juni 1556*

Neben Rokkenstatt bestanden im Mittelalter noch die Dörfer Limbach (heute Limbachshof), Bronn (zwischen Limbachshof und Kleinrinderfeld gelegen; der heutige Name des Walddistriktes – Brunn – erinnert noch an das Dorf), Rohensee (zwischen Kleinrinderfeld und Schönfeld gelegen) und Egenburg (heute Egenburgerhof), deren Fluren zumindest teilweise heute mit Wald bedeckt sind.

Die Besitzverhältnisse im Irtenberger und Guttenberger Wald

Der Grundstock zu dem später so bedeutenden fürstbischöflichen Forst Guttenberg fällt erst in die Zeit des Bischofs Rudolf von Scherenberg, der 1470 vom Ritterstift St. Burkard das Revier Büchelberg erwarb. Seinem Nachfolger Lorenz von Bibra gelang es, weitere Waldflächen an sich zu bringen, vor allem die oben erwähnten 900 ha bei der Burg Guttenberg. So erwarb dieser 1510 von Stephan Zobel die Hälfte der Dorfherrschaft über Limbach, dazu die Hälfte der einstigen Höfe, Huben und Güter sowie die Hälfte des Gemeindewaldes. Mit gleicher Urkunde kam auch 1/6 der Dorfherrschaft über Kleinrinderfeld nebst einigen Häusern und Untertanen an den Fürstbischof. Von Florian Geyer erwarb er 1512 weitere 2/3 der Ortsherrschaft sowie einige Anwesen. 1518 hatte er die gesamte Ortsherrschaft sowie die Vogtei, die Frondienste und das Patronatsrecht der Kirche von Kleinrinderfeld an sich gebracht. Auch die Nachfolger des Lorenz von Bibra kauften noch Waldflächen auf Kleinrinderfelder Gemarkung. 1526 erwarb Konrad von Thüngen vom Stift St. Burkard weitere 68 ha Wald auf dem Stöckach (wohl die heutige Waldabteilung Stöckig). 1687 und 1690 brachte Fürstbischof Johann Gottfried von Guttenberg vom Kloster Bronnbach und von einigen Bauern aus Kleinrinderfeld verschiedene Waldstücke an sich. Dazwischen lag der Erwerb kleiner und kleinster Waldparzellen von Klöstern, wie z.B. Him-





melspforten in Würzburg und Paradeis in Heidingsfeld, ferner von Adeligen und Bauern. Sorgfältig waren die Fürstbischöfe bemüht, den ungeteilten Gesamtbesitz der Waldparzellen, die zum Teil ehemaliges Ackerland waren, in ihre Hand zu bekommen. Stellten sich ihnen hierbei Schwierigkeiten entgegen, scheuten sie auch vor Drohungen nicht zurück.

Bei der Arrondierung des fürstbischöflichen Waldbesitzes spielte der Wüstungsprozess insofern eine wesentliche Rolle, als sich die Grundherren das Heimfallrecht bei Verwaldung der Äcker zunutze machten. So behielt sich der Abt von Oberzell bei Verleihung des Haselbrunner Hofes an die Gebrüder Brendelein im Jahr 1427 das Recht vor, 'waz der ecker zu holtze werde', ihn wieder einzuziehen.

Verhältnismäßig spät hingegen gelang es den Fürstbischöfen den Irtenberger Wald an sich zu bringen. Erst 1510 konnte Lorenz von Bibra mit dem Ankauf der Schäferei das Hutrecht zu Limbach und auch auf Irtenberger Gemarkung an sich bringen. Damit hatte er ein nicht unbedeutendes Recht in der Hand, doch waren die Mainzer bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts die Herren auf der Irtenberger Gemarkung. Eine Änderung dieses Zustandes trat erst 1585 ein, als Erzbischof Wolfgang von Mainz und Fürstbischof Julius Echter die Markungen Rohensee und Irtenberg gegeneinander tauschten und die Weinstraße, d.h. jene Straße, die von Oberaltertheim nach Kleinrinderfeld führt, als Grenze zwischen Mainz und Würzburg festsetzten. Die

beiden Hoheitssäulen nahe des ehemaligen Forsthauses Irtenberg markieren heute die Grenze zwischen Bayern und Baden-Württemberg und erinnern an diesen Vertrag.

Mit dem Vertrag vom 30. März 1585 hatten die Fürstbischöfe im Großen und Ganzen den Irtenberger und Guttenberger Wald arrondiert. Dem Lorenz von Bibra gebührt ohne Zweifel das Hauptverdienst beim Erwerb dieses wertvollen Besitzes.

Die Forstorganisation

Vermutlich schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts, spätestens aber seit Julius Echter wurden die Wälder und Orte in einer eigenen Vogtei Guttenberg zusammengefasst. Seit 1686 enthalten die Guttenberger Vogteirechnungen genaue Beschreibungen des Waldes. Der Rechnung des Wirtschaftsjahres 1706/1707 entnehmen wir die folgende Gliederung des Forstes, die bis Ende der fürstbischöflichen Zeit üblich war.

1. das Kister Revier umfasste in etwa die heutigen Distrikte Büchelberg und Brunn. Bei der Beschreibung der einzelnen Waldabteilungen wird auch immer die Bestandesqualität – ob Bauholz oder Brennholz – und oft die Baumart angesprochen. Größe des Reviers: 4345 Morgen (=1309 ha)

2. das Kleinrinderfelder Revier (hier wird die vollständige Beschreibung aus H. JÄGER wiedergegeben) – bei Messenbach (=Maisenbach) stößt an die Moster (=Moser)





Felder; vermischtes Brennholz mit Hegreisern; 8 Morgen – der Löcherte Stein (in etwa Abt. Steinweg) und Rehbronnen (in etwa Abt. Häuschen), an das geyerische und Kloster Paradies-Holz stoßend (der Abt. Hühnerholz westlich vorgelagert); vermischtes Brennholz; 1500 Morgen – die Gulden Leiten (Abt. Goldleite), vom Rehbronnen bis an den Reichenberger Weg; vermischtes Brennholz mit Hegreisern; 1520 Morgen – das große Eichenholz; lauter Brennholz, zwischen dem Firschweg und sieben Eichen mit Buchenbrennholz hier und dort vermischt (vermutlich die Abt. Eichholz; auch heute führt der Fürschweg noch von Kleinrinderfeld nach Guttenberg) – der Firschweg, Lindenschlag und Ochsenau, an das landgräfliche Holz stoßend; vermischt Holz mit Hegreisern; 1100 Morgen – vom Fuchsenseelein (in etwa der Abt. Reutholz westlich vorgelagert) bis auf Limbach und Großen See (Blutsee); vermischt Holz mit Hegreisern; 750 Morgen – der Große See und Limbach bis an den Kesselboden; vermischtes Brennholz; 200 Morgen – der Kesselboden an das Hatzfeldische Holz stoßend und Höfflein, bis zur Weinstraße und den Zollstöcken und an der Irtenberger Landstraßen (die Grafen von Hatzfeld besaßen ein Stück Wald zwischen Limbach und der Weinstraße; mit „Höfflein“ ist wohl die auf Gerchsheimer Gemarkung nahe der Abt. Speierling liegende Hofwiese gemeint); vermischt Holz mit Hegreisern; 960 Morgen – bei den Speierlingsbäumen, Schwein (=Schwemm) und Ochsenau, auf Bronn









liegend; vermischtes Holz mit Hegreisern; 70 Morgen – Summe des Kleinrinderfelder Reviers: 7308 Morgen (=2201 ha)

3. das Irtenberger Revier umfasste in etwa den heutigen Distrikt Irtenberger Wald und einen Teil der damals bewaldeten Kister Gemarkung. Reviergröße: 5800 Morgen (=1747 ha)

Danach berechnet sich die fürstbischöfliche Waldfläche im Irtenberger und Guttenberger Wald auf etwa 5300 ha. Nicht enthalten sind darin die von manchen Autoren dem Irtenberger Wald zugeschlagenen heutigen Staatswald-Distrikte Neusee und Buchenloh, damals auch schon im Eigentum des Hochstifts.

Vor allem am östlichen und südlichen Rand des Guttenberger Waldes besaßen Adel und Kommunen Waldflächen. Dazu gehörte auch der große Heidingsfelder Stadtwald. Von Nord nach Süd und West waren dies die Grafen Wolfskeel, das Ritterstift St. Burkard, die Gemeinde Reichenberg, die Zobel von Darstadt, die Geyer von Ingolstadt und Giebelstadt, die Gemeinde Albertshausen, die Gemeinde Rinderfeld, der Graf von Hatzfeld, die Gemeinde Gerchsheim, das Erzbistum Mainz und der Johanniterorden zu Würzburg. Nach JÄGER haben Irtenberger und Guttenberger Wald im geographischen Wortverständnis gegen Ende der Wüstungsperiode eine Fläche von rund 9000 ha eingenommen.

Mit der Säkularisation im Jahre 1803 kam der fürstbi-

schöfliche Waldbesitz zunächst an Bayern, 1806 an das Großherzogtum Würzburg und schließlich 1814 endgültig an das Königreich Bayern.

Der letzte Revierförster von Irtenberg räumte das Forsthaus um 1970; der Reviersitz wurde nach Waldbrunn verlegt. Das Forstrevier Kist besteht zwar noch, das Forsthaus wurde aber verkauft, der Revierleiter wohnt in Waldbrunn. Nur in Kleinrinderfeld gibt es noch einen Revierförster. Das dortige stattliche Forsthaus, das in früherer Zeit auch als Außenstelle des Forstamtes Würzburg diente, wurde im Jahr 2007 verkauft.

Waldbewirtschaftung

Häufig wird in der landeskundlichen Literatur die Auffassung vertreten, der Guttenberger Wald sei in erster Linie eine Jagddomäne der Würzburger Fürstbischöfe gewesen. Nach JÄGER, der sich auf die von ihm durchgesehenen Dokumente des Staatsarchivs bezieht, stand seit Ende des 16. Jahrhunderts die Gewinnung von Nutz- und Brennholz im Vordergrund. Danach waren Irtenberger und Guttenberger Wald ein wichtiges Holzreservoir nicht allein für Würzburg, sondern für 4 weitere Städte und 32 Dörfer mit zahlreichen Adelsgütern und Schlössern der näheren und weiteren Umgebung. Sogar in entferntere Städte wie Königshofen und Röttingen, beide 30 km entfernt und bis in Dörfer des Ochsenfurter Gaus wurde Nutz- und Brennholz verkauft.

Für die Bedeutung der Holzproduktion spricht auch die Waldordnung, die Fürstbischof Julius Echter im Jahre 1584 für den Guttenberger Wald erlassen hatte. Um die gleiche Zeit erließ er eine noch erheblich detailliertere Forstordnung für alle Wälder des Bistums. Sie war auch Vorbild für die Forst- und Waldordnung des Fürstbischofs Johann Philipp von Schönborn von 1668 und die des Johann Philipp Franz von Schönborn von 1721. Den Waldordnungen des 16. Jahrhunderts waren sogenannte Forstbereitungen oder Forstbesichtigungen vorausgegangen. Sie wurden durch hohe Beamte, wie z. B. den Vogt auf dem Marienberg, den Jägermeister, Wildmeister oder Förster durchgeführt und protokolliert. Darin wird über den Zustand des Waldes berichtet und es werden Empfehlungen über die Nutzung gegeben und Verbesserungsvorschläge gemacht. Das älteste Bereitungsprotokoll über den Guttenberger Wald stammt aus dem Jahre 1516. Es enthält zugleich den ältesten Nachweis über die Verwendung des Ausdrucks „Guttenberger Wald“ für den ganzen Forst. Darin werden noch nicht systematisch Waldorte beschrieben, vielmehr steht die Begehung der Grenzen im Vordergrund.

Wie noch heute bei Stockhieben im Mittelwald war es damals üblich, dass Brennholz vom Förster in Morgen angewiesen wurde. Ein Waldmorgen kann mit 0,3 ha umgerechnet werden.

Die Einnahmen aus dem Holzverkauf im Guttenberger Wald waren beträchtlich: Im Forstwirtschaftsjahr 1600

(22. Februar 1600 bis 22. Februar 1601) wurden z. B. 2812 Gulden, 2 Pfund und 18 Pfennige eingenommen. Darin enthalten sind auch die Einnahmen aus Nebennutzungen, wie z. B. der Pferdehaltung im Stall zu Guttenberg, wo sich zeitweise bis zu 49 Fohlen befanden. Gelegentlich wurden Pferde verkauft. Die Masse der Einnahmen kam aus dem Holzverkauf. Wie sich aus den festgesetzten Preisen ergibt, wurde das Holz von den Förstern differenziert bewertet. Je nach Güte, wurde für einen Morgen Brennholz zwischen 7 und 14 Gulden festgesetzt. Verkauft wurde auch Scheitholz, wobei für ein „Reif“ (= Klafter = 2,11 cbm) ein Gulden gefordert wurde. Höhere Erlöse brachte das Stammholz. So erzielten z. B. im Jahre 1602/03 20 „Dannen“ (= Kiefern), die von Bauern aus Eisingen erworben wurden, 16 Gulden; Bauern aus Kleinrinderfeld hatten für „vier geringe Eichenstämme“ 3 Gulden zu zahlen. Selbst geringe „Dännlein“, altes, überlagertes Holz und Stockholz wurde noch verkauft, ein Zeichen für die relative Holzknappheit.

Die damaligen Holzpreise lassen sich nicht in heutiges Geld umrechnen, stattdessen werden zeitgenössische Vergleichszahlen gegeben. Im Jahr 1602 betrug die Jahresbesoldung des Försters zu Kleinrinderfeld 9 Gulden, die des Vogtes zu Guttenberg 20 Gulden. Das Verzehrgehalt, welches für Versteinungsarbeiten auf der Wüstung Limbach am 9. Mai 1602 der Rentmeister, sein Knecht und vier Förster erhielten, betrug 3 Gulden, 2 Pfund und vier

Pfennige. Wie dieser Beleg zeigt, erhielten die Beamten zu ihrem Jahreslohn noch zusätzliche Vergütungen. Dazu gehörten Schussgelder, freier Bezug von Brennholz, Anteil an Forststrafen und vor allem freie Dienstwohnungen mit Nutzung von Wiesen und Ackerparzellen.

Bei den Ausgaben schlugen vor allem die Löhne der Holzhauer zu Buche; sie erreichen im Durchschnitt das 7-fache der Gehälter, welche die Forstbeamten und der Vogt zusammen erhielten. Als Holzhauer waren vor allem Tagelöhner beschäftigt. Erhebliche Summen wurden in Baumaßnahmen investiert, vor allem in den Bauunterhalt des Wasserschlosses Guttenberg. Ein weiterer, wenn auch geringerer Kostenfaktor waren die Fronbauern. Wer aus den Dörfern des Hochstifts zu Frondiensten herangezogen wurde, wie z. B. zu Holzfuhrn in die Festung oder zu Zaunbauarbeiten am Guttenberger Feld, erhielt Brot und Wein, also freie Kost.

Insgesamt überragen die Einnahmen immer die Ausgaben, in manchen Jahren beträchtlich. Allerdings wurden auch alle Lieferungen an die fürstliche Kammer nach Würzburg unter Ausgaben verbucht. So betrug im Jahr 1606 z. B. die Einnahmen 2983 Gulden, die Ausgaben 2594 Gulden, davon entfielen allein 1863 Gulden auf Lieferungen an die fürstliche Kammer. Diese bestanden ganz überwiegend aus Holz.

Die Baumarten

Wer sich mit den Waldverhältnissen des Mittelalters im Guttenberger Wald befasst, findet neben den natürlichen Waldgesellschaften viele vom wirtschaftenden Menschen geprägte Waldformen. Auf die frühe, schon vorchristliche Besiedlung deuten schon die 158 Grabhügel hin, die im Irtenberger und Guttenberger Wald gefunden wurden.

Die frühesten Nachrichten über Baumarten bringen die Akten über den Wüstungsvorgang. Dabei treten vorwiegend Lichtbaumarten in Erscheinung, nämlich „Tannen“ (= Kiefern) und Eichen. Sicherlich waren auch Birke und Aspe dabei, doch werden sie nicht genannt. Den Wachstumsbeginn dieser „Tannen“ kann man mindestens in der Mitte des 15. Jahrhunderts annehmen. Da davon auszugehen ist, dass auf den Wüstungen die Kiefer aus Anflug entstand, müssen schon ältere Kiefernbestände vorhanden gewesen sein. Die Bezeichnung „Tanne“ für Kiefer begegnet uns auch in anderen deutschen Landschaften.

Die ältesten Angaben über Baumarten finden sich in dem Bereitungsprotokoll von 1516. Von Interesse ist dabei zunächst die mehrfache Erwähnung des Waldortes „Hartertannen“ (heute noch ein Abteilungsname im Staatswald nordwestlich von Reichenberg). Laut Beschreibung muss es sich dabei um einen Kiefernaltbestand gehandelt haben. Weiter werden noch Linde, Birne und Speierling genannt. Die ersten Fichtensaaten tauchen erst zu Anfang





des 19. Jahrhunderts auf, z. B. in der Waldabteilung Unglücksberg im heutigen Stadtwald.

Aussagen über die Baumarten enthält auch das Bearbeitungsprotokoll von 1577; dort werden vorwiegend Buchen, Espen und Eichen genannt. In der Waldbeschreibung von 1648 werden folgende Baumarten in Form von geschlossenen Beständen oder als Teile in Mischbeständen angeführt: Eiche 62 mal, Aspe 43 mal, Tanne (=Kiefer) 25 mal, Buche 19 mal, Birke 17 mal, Hasel 12 mal. Daraus lassen sich näherungsweise die Verhältnisse ableiten, wie sie sich nach Abschluss der Wüstungsperiode herausgebildet hatten. Wenn die Buche gegenüber dem Protokoll von 1577 zurücktritt, dürfte das an der Einführung der Mittelwaldwirtschaft liegen. In den inneren, seit jeher Wald tragenden Abteilungen des Guttenberger Waldes ist nie von Nadelholz die Rede, sondern nur von Eiche und Buche.

Die Waldweide

Wie fast alle Wälder in Mitteleuropa diente der Guttenberger Wald in der vorindustriellen Zeit bis ins 19. Jahrhundert als Weidegrund für Haustiere. So durfte z.B. die Gemeinde Waldbrunn sogar bis 1886 die Schweine in mehrere Abteilungen des Staatswaldes treiben. Im fürstbischöflichen Teil des Forstes gab es zu Ende des 16. Jahrhunderts keine bäuerlichen Rechte zum Vieheintrieb. Wie sehr das Hochstift darauf bedacht war, keine neuen Berechtigten in seinen Wäldern zu dulden, geht daraus

hervor, dass im Falle gemeindlichen Vieheintriebs zur Verdeutlichung der Rechtsverhältnisse stets betont wurde, es geschehe aus Gnaden oder es werde der Gemeinde vergönnt. Eine solche Bewilligung konnte jederzeit zurückgezogen werden. Schon früh im 17. Jahrhundert wird der Vieheintrieb im Wald des Hochstifts im Zusammenhang mit einer intensiveren Forstwirtschaft seltener. Welche Vorteile das Wüstfallen von Gemarkungen für den Vieheintrieb der überdauernden Gemeinden hatte, zeigt ein Verzeichnis aus dem Jahr 1594. Danach trieb auch Kleinrinderfeld sein Vieh zur Weinstraße und in die wüsten Marken von Rohrensee und Brunn.

Der Schweineeintrieb zur Eichel- und Buchelmast brachte beachtliche Einnahmen. So kauften z.B. im Jahre 1604 die Einwohner von Kleinrinderfeld, Kist und Moos die Mast in einigen Waldorten des hochstiftischen Forstes für zusammen 91 Gulden. Rechte zum Schweineeintrieb in den fürstbischöflichen Wald hatte keine Gemeinde, so dass in Mastjahren der Schweineeintrieb stets neu verpachtet wurde und zwar nur für die Zeit von Mastbeginn im Herbst bis Weihnachten (Art. 12 der Waldordnung von 1721). Der staatliche Kampf gegen die Waldverwüstung durch Waldweide hatte schon im 16. Jahrhundert mit der Verbannung allen Viehs aus den jungen Schlägen begonnen, insbesondere wurde bereits damals die für den Wald höchst schädliche Weide der Schafe und Ziegen stark eingeschränkt.

Die Jagd

Nach JÄGER hat die Jagd in den fürstbischöflichen Wäldern bei Würzburg eine untergeordnete Rolle gespielt. Da das Forstpersonal für erlegtes Wild Schussgeld erhielt und das Wildbret zum Würzburger Küchenamt oder zum Oberjagdamt gelangte, musste die Jagdstrecke in den Rechnungen erscheinen, ebenso das von den hohen Herren bei Treibjagden erlegte Wild. Tatsächlich ist dies der Fall, wenn auch selten. So sind z. B. im Jahre 1706/07 im Tiergarten von Guttenberg 12 Stück Damwild vom Bischof und anderen hohen Herren erlegt worden. Wenn der Bischof im Tiergarten jagt, deutet dies eher auf eine geringe jagdliche Passion hin, eine solche Unternehmung ist mehr mit einer Diplomatenjagd der Gegenwart vergleichbar. Gewisse Ausnahmen hat es wohl gegeben. Inwieweit die beiden Treibjagden des Jahres 1764 im Wald des Ritterstifts St. Burkard, wo das Hochstift die hohe Wildbann- und Jagdgerechtigkeit besessen hat, Ausnahmen für die Regierungszeit des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim gewesen sind, lässt sich wahrscheinlich wegen des Verlustes der meisten Akten des Oberjagdamtes nicht mehr völlig klären.

In einer Akte des Würzburger Gebrechenamtes beklagt sich das Ritterstift St. Burkard, dass alljährlich Wildobst von den Beamten des Hochstifts aufgekauft und zusammen mit Hafer in den Wald des Ritterstifts ohne Rücksicht auf junge und alte Schläge geführt wird, um das Wild durch

Füttern anzulocken. Ebenso sei eine Salzlecke angelegt, Richtwege geschlagen und Jagdschirme gebaut worden. Jedenfalls waren erhebliche Wildschäden am Baumbestand die Folge, so dass St. Burkard in den Jahren 1757 bis 1760 jährlich je 25 Morgen Wald einzäunen ließ. Die missbräuchliche Wildfütterung ist also kein neues Problem.

In den fürstbischöflichen Wäldern dürfte der Wildbestand dagegen verhältnismäßig niedrig gewesen sein, besonders nach Errichtung eines Tiergartens in den Jahren vor 1690 nahe dem Schenkensee und dem Himmelsporter Klosterholz. 1696 waren im Tiergarten 95 Stück Damwild, der Bestand stieg bis 1706 auf 240 an.

Den Forstrechnungen zufolge schwankte die jährliche Jagdstrecke im 17. und 18. Jahrhundert außerhalb des Tiergartens meist zwischen einem halben und einem Dutzend Stück Schalenwild. Erlegt wurden Rotwild, Rehwild und Schwarzwild, außerdem Hasen, Schnepfen und Rebhühner. Angesichts der großen Fläche deutet diese Strecke auf einen sehr geringen Wildbestand hin.

Verwendete Literatur:

Helmut Jäger, Walter Scherzer: Territorienbildung, Forsthoheit und Wüstungsbewegung im Waldgebiet westlich von Würzburg; Band 29 der Mainfränkischen Studien; Würzburg, 1984
Ludwig Wamser: Das „Hochfürstliche Jagdschloß Guttenberg“ und sein archäologisch-historisches Umfeld, aus Arbeitsheft 68 des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege; 1994





Die Flora und Fauna rund um Kleinrinderfeld

VON WOLFGANG SCHÖLCH

Die Natur um Kleinrinderfeld bietet eine vielfältige Tier- und Pflanzenwelt. Folgen Sie der beschriebenen Wanderroute um unseren Heimatort und entdecken Sie dabei seltene Pflanzen und Tiere.

Entlang des Ochsenaugrabens in Richtung Guttenberger Wald:

Auf dem Weg zum Wald durchstreifen wir bereits das „Paradies“. Gemeint ist hier der Flurname unterhalb der Waldabteilung Hühnerholz. Namensgeber ist das ehemalige Kloster Paradeis in Heidingsfeld, dem die Felder vormals gehörten. Am Waldrand angekommen, empfangen uns mächtige Eichen. Der Wanderer kann hier auf einer Bank kurz inne halten und sich Gedanken machen, wie es wohl vor 950 Jahren an dieser Stelle ausgesehen hat. Es waren sicher mächtige Eichen und Buchen, die ihn erwarteten – ein Urwald ohne Weg und Steg. Man kann annehmen, dass vor allem ausgedehnte Buchenwälder das Bild bestimmten. Insofern hat sich die Baumartenzusammensetzung über die Jahrhunderte nicht wesentlich verändert. Die natürliche Waldgesellschaft des Waldmeister-Buchenwaldes hat sich seit dieser Zeit erhalten. Durch die menschliche Bewirtschaftung ist allerdings im Verlauf der Jahrhunderte aus dem Urwald ein Wirtschaftswald entstanden. Trotzdem kann der Wald als naturnah angesehen werden. Bei einer Kartierung im Jahr 2001 konnten zwei seltene Raublungenschnecken nach-

gewiesen werden. Beide Arten sind Zeiger für naturnahe Laubwälder und gelten in Bayern als stark vom Aussterben bedroht. Die schwer durchdringbaren Wälder von damals hatten eine dichte Krautvegetation. Damals wie heute ist der geschützte Seidelbast der erste Bote des Frühlings. Wenige Wochen später prägen das Weiße- und das seltenere Gelbe Buschwindröschen das Bild des Waldes. Waldmeister und Maiglöckchen ergänzen die Vegetation. An feuchteren Stellen finden wir das Schabockskraut. Haselwurz, Goldnessel, Bingel- und Lungenkraut bereichern die Frühjahrsvegetation.

Die vier dicken Eichen entlang des Firschweges sind unser Ziel:

Solche Giganten mit ihren riesigen Kronen gab es im Urwald um Kleinrinderfeld im Jahr 1060 sicher viele. Im nahen Eichholz gibt es auf ca. 100 ha eine große Zahl stärkerer Eichen, die über die Jahrhunderte bis in die heutige Zeit wertvolles Holz liefern. Holzverarbeitungsbetriebe aus ganz Unterfranken kennen die Qualität dieser feingewachsenen und deshalb als mild bezeichneten Eiche. Stämme aus dem Revier Kleinrinderfeld haben deshalb seit jeher einen sehr guten Namen und erzielen auf Auktionen hohe Preise.



Zurück zum Gauweg, vorbei an der Dr. Weber-Hütte:

In der Nähe dieser Hütte befindet sich eine Kolonie der seltenen Hohltaube. Diese Taubenart ist auf alte Wälder mit einem reichen Höhlenangebot angewiesen. Als Höhlenbrüter brauchen die Tiere Baumhöhlen als Nistgelegenheit. Das Vorkommen dieser Taubenart ist deshalb sehr eng mit dem Vorkommen von Schwarzspechten verbunden, welche die Höhlen in den Altbäumen schaffen.

Weiter in südlicher Richtung vorbei am Steinbruch der Steinnutzung Kleinrinderfeld:

Hier liegt die Waldabteilung Kapell. Wir überqueren die Geroldhäuser Straße und wandern entlang des Waldrandes in Richtung Maisenbachhof. Abgebrochene Buchen und Eichenkronen sind hier die Besonderheit. Den seltenen Hirschkäfer, bei dem das Männchen ein eindrückliches „Geweih“ trägt, kann der Naturfreund hier in manchen Jahren am Eichenwurzelnholz beobachten.

Entlang der Steig in den westlich von Kleinrinderfeld gelegenen Irtenberger Wald:

Um weitere Raritäten unserer Heimat zu finden, wandern wir in den Irtenberger Wald. Wir kommen in die Waldabteilung Speierling. Der Waldort ist nach diesem seltenen Baum benannt. Am Heuweg steht noch ein stattliches Exemplar. Gut zu erkennen ist der Baum an

seinen gefiederten Blättern und der rauen, oft gedrehten Borke. Das Holz des Speierlings hat eine rötliche Farbe und ist schwerer als Eichenholz. Die birnenförmigen Früchte eignen sich hervorragend zur Schnapsherstellung oder zur Verfeinerung von Apfelmost.

Weiter zur Seewiese mit dem Blutsee:

Entstanden ist diese 3,7 ha große Wasseroberfläche wahrscheinlich aus einem fossilen Pingo (Eislinse), wofür der Umriss, die ungewöhnliche Lage sowie der umgebende Wall sprechen. Im 16. und 17. Jahrhundert erfolgte um den See eine großflächige Wiesennutzung. In der Karte des Reviers Kleinrinderfeld von 1812 (Staatsarchiv Würzburg) sind an der Stelle des heutigen Blutsees Feuchtwiesen eingezeichnet. Seinen Namen verdankt der Blutsee dem unregelmäßigen Massenaufreten der rotgefärbten Alge *Euglena sanguinea*. In den letzten fünfzehn Jahren konnte diese Vermehrung allerdings nicht beobachtet werden. Dieses einzigartige Gebiet in Unterfranken, steht seit 1996 unter Naturschutz und ist Lebensraum weiterer seltener Pflanzen und Tiere. Im späten Frühjahr kann man die Blüte des Schmalblättrigen Wollgrases bewundern. Eine Vielzahl seltener Seggen-, Flechten- und Algenarten bilden den geschützten Schwingrasen.

Regelmäßig finden um den Blutsee ornitologische Führungen statt. Bestätigt sind seltene Vogelarten wie der Halsbandschnäpper, Grau- und Mittelspecht und der





Pirol. Die gefleckte Smaragdlibelle, eine in der Roten Liste für Bayern als gefährdet aufgeführte Art ist ebenfalls am Blutsee heimisch. Sehr gut untersucht sind auch die Pilzarten in diesem Bereich. Eine ganze Reihe seltener und für den Waldbesucher unscheinbar erscheinender Pilze konnten durch Dr. Rudolf Markones aus Kist bestimmt und kartiert werden.

Ein schmaler Trampelpfad führt um den Blutsee:

Dem Wanderer fallen sofort die seltsamen Vogelkästen auf, bei denen es sich in Wirklichkeit um Fledermauskästen handelt. Sie dienen den Fledermäusen als Tagesquartier. Alle in Deutschland lebenden Fledermausarten sind vom Aussterben bedroht. Seit zwei Jahrzehnten dient der Wald um den Blutsee als Forschungsobjekt. Biologen der Universitäten Würzburg und Zürich untersuchen die Lebensweise der dort vorkommenden Fledermausarten. Insbesondere die sehr seltene Bechsteinfledermaus ist gut erforscht. Über die „Blutseekolonie“ dieser Fledermausart gibt es zahlreiche Diplom- und Doktorarbeiten. Am Überlauf des Blutsees nahe der Forststraße gibt es eine Bank, die zum Verweilen einlädt. An Sommerabenden hat der Naturfreund die Möglichkeit, diese seltenen und faszinierenden Tiere bei nächtlichen Jagdflügen über den Blutsee zu beobachten.

Hoffentlich können die uns nachfolgenden Generationen dieses Schauspiel noch erleben.

Bechsteinfledermaus (*Myotis bechsteinii*)

Diese mittelgroße Fledermaus hat verhältnismäßig lange Ohren, wenn auch nicht so riesige wie die der Langohren. Zusammen mit den breiten Flügeln befähigen sie sie dazu, in langsamen Such- und Rüttelflügen Beutetiere von Blättern und Baumstämmen abzulesen, oft werden dabei auch Spinnen und Weberknechte vertilgt. Unter unseren einheimischen Fledermäusen nutzt die Bechsteinfledermaus den Wald im Sommerhalbjahr am intensivsten. Wochenstuben siedeln sich in Baumhöhlen an, sie umfassen meist 20 Weibchen, selten mehr.

Die Tiere einiger Wochenstuben innerhalb eines Waldstückes stehen in enger verwandtschaftlicher Beziehung, sie bilden einen sogenannten Wochenstubenverband. Auch hinter abstehender Rinde und in Stammfußhöhlen wurden schon Bechsteinfledermäuse entdeckt. Quartiere werden durchschnittlich alle zwei Tage gewechselt. Das Jagdgebiet einer 20-köpfigen Wochenstube umfasst mindestens 250 Hektar mehrschichtigen Laub- oder Laubmischwald, der im Unterwuchs teilweise eher licht ist. Es sind nur unterirdische Winterquartiere bekannt.



Pfarrei St. Martin

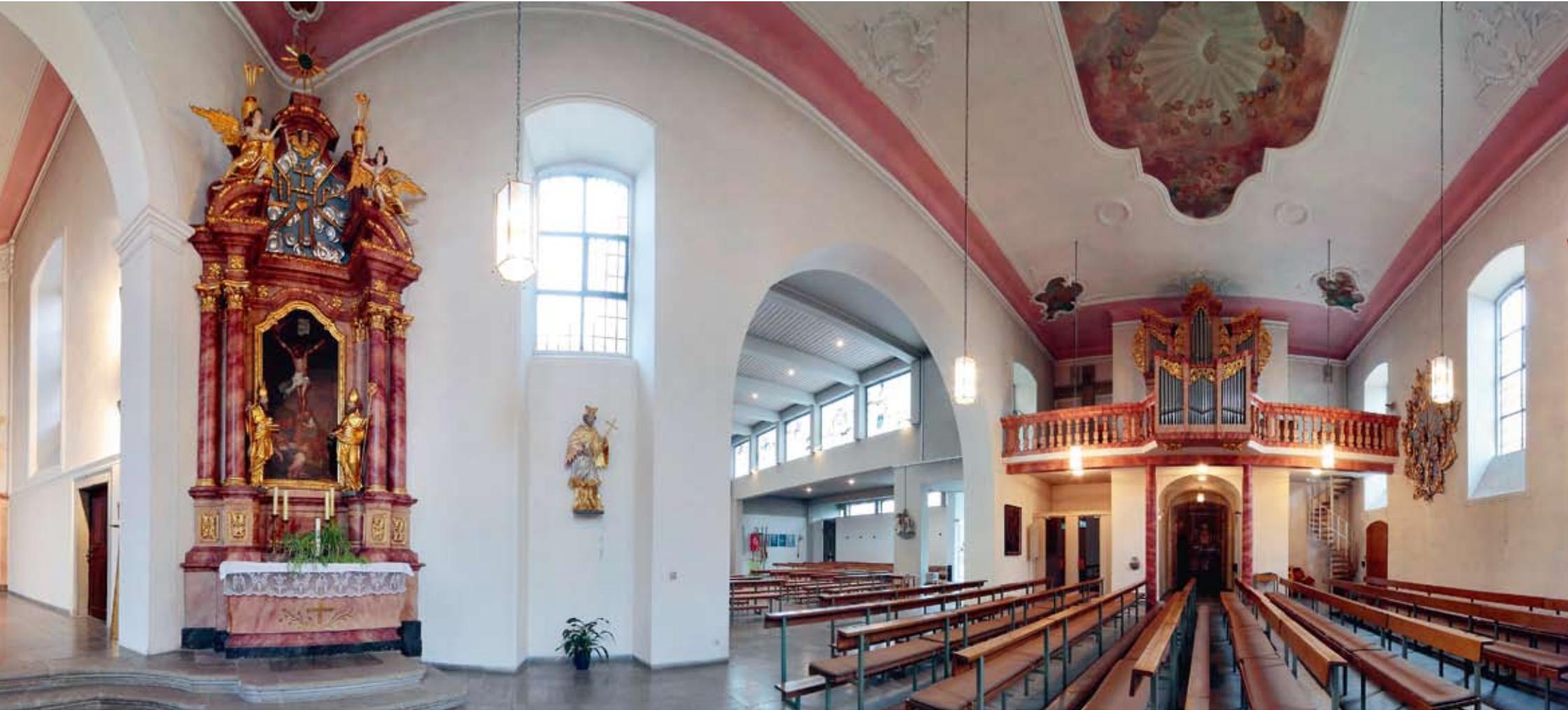
DR. HANS-PETER TRENSCHEL, WALTER HENN, WILLI GRIMM, EVA MARIA LINSENBREDER

PFARREIGESCHICHTE

Das St. Martins-Patrozinium der Pfarrkirche weist auf ein hohes Alter der Pfarrei hin. Ob jedoch ihr Ursprung in der königlichen Eigenpfarre eines karolingischen Kron-
gutsbezirks zu suchen ist, muss offen bleiben. Die erste Nennung der Pfarrei ist im 14. Jahrhundert mit der Nachricht vom Bau einer Martinskirche verbunden. Die geistliche Jurisdiktion über Kleinrinderfeld gehörte seit alters her zum Erzbistum Mainz. Der Dechant des Mainzer Ruralkapitels Tauberbischofsheim hatte das Patronatsrecht an der Kleinrinderfelder Kirche inne; er bestellte „die Pfarr dieses Orts uf bestetigung des Erzbischofen und Churfürsten zu Maintz“. Durch einen Vertrag vom 15. Mai 1656 zwischen dem Erzbistum Mainz und dem Hochstift Würzburg kam die geistliche Jurisdiktion über Kleinrinderfeld an Würzburg. Der Dekan des Ruralkapitels Tauberbischofsheim blieb aber auch weiterhin Inhaber des Patronatsrechts; er behielt es bis zum Ende des Alten Reiches. Im 19. Jahrhundert war dieses Recht zwischen dem Bischöflichen Ordinariat in Würzburg und der Regierung zu Unterfranken als Vertreterin des Landesherrn strittig. Erst durch einen Vergleich vom 11. Januar 1888 wurde dem Diözesanbischof zu Würzburg die collatio libera an der Pfarrkirche Kleinrinderfeld zuerkannt.









BAUGESCHICHTE DER PFARRKIRCHE

Die älteste Überlieferung vom Bau einer Kirche in Kleinrinderfeld stammt aus dem 14. Jahrhundert; über das Aussehen dieser Kirche lässt sich jedoch nichts ermitteln. Am 15. November 1564 gestattete der als Commissarius des Mainzer Erzbischofs in der Präpositur Aschaffenburg amtierende Canonicus Johannes Dietz die Errichtung bzw. Wiederherstellung des Turms der Kleinrinderfelder Pfarrkirche. Im Jahre 1598 kam es zu einem Neubau der Kirche, deren Grundriss ein Plan des Jahres 1768 vermittelt. Sie war beträchtlich kleiner als der Bau aus der Barockzeit; an ein saalförmiges Langhaus schloss sich ein eingezogener, längsrechteckiger Chor an. Die Stellung des Turms ist unbekannt. Die für 1598 belegte Weihe eines Altars zu Ehren der Hl. Margarethe dürfte mit der Fertigstellung des Baus in Zusammenhang zu bringen sein.

Gegen Ende des vierten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts gab der bauliche Zustand dieser Kirche Anlass zu Klagen; sie war nicht nur zu klein geworden, sondern auch baufällig. 1738 wurde der Würzburger Maurermeister Max Wucherer von der Geistlichen Regierung in Würzburg mit einer Untersuchung des Baus beauftragt, deren Ergebnis ein Vorschlag zum Neubau war. Im folgenden Jahr wurde von der Geistlichen Regierung Balthasar Neumann eingeschaltet; nachdem er von dieser Behörde „vielmahlen anerinnert“ worden war, besichtigte er Anfang Januar 1740 das Kleinrinderfelder Gotteshaus. Am 2. Mai 1740

legte er einen Plan vor, wonach die Kirche „ohne solche neu zu bauen, mit geringen Kosten repariret und mit Daranstoßung eines Stückes erweitert werden könnte“. Die Kosten der Reparatur wurden auf 200 Taler geschätzt. Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (1729-1746) versprach der armen, „höchst bedürftigen und nahrungslosen“ Gemeinde finanzielle Unterstützung. Zur Ausführung des Erweiterungsbaus kam es jedoch aus unbekanntem Gründen nicht. Wahrscheinlich wurden nicht einmal die Ausbesserungsarbeiten durchgeführt, denn ein Vierteljahrhundert später wurde die Kirche immer noch als baufällig bezeichnet.

Am 17. Dezember 1764 hatte sich die Geistliche Regierung mit dem Projekt eines Neubaus der Kleinrinderfelder Kirche zu befassen. Die Hofkammer lehnte das Gesuch der Gemeinde um eine finanzielle Beteiligung am 14. Januar 1765 ab. Die Angelegenheit geriet daraufhin in Stocken. Erst ein deutlicher Hinweis auf die Zusagen von Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn brachte die Dinge in Gang. Von der Gemeinde wurden Baupläne eingeholt. Der Würzburger Hofarchitekt Johann Michael Fischer erstellte einen Riss, dessen Ausführung auf 3156 Taler geschätzt wurde. Ein kleinerer Plan wurde von dem Heidingsfelder Maurermeister Anton Fuchs vorgelegt, die Kosten wurden auf 1576 Taler und 2 Batzen veranschlagt. Die Gemeinde, die selbst nur 300 Gulden aufbringen konnte, bevorzugte im Hinblick auf die bei Fürstbischof Adam Friedrich von Seins-

heim (1754-1779) erbetene Unterstützung den billigeren Riss. Obwohl die Rechtsverhältnisse bezüglich der Baulast ungeklärt waren, empfahl die Hofkammer am 19. April 1766 dem Fürstbischof, eine finanzielle Unterstützung „aus angestammter fürstväterlicher Milde“ zu gewähren. Am 24. April 1766 entschied sich Adam Friedrich von Seinsheim für die Übernahme des gesamten fehlenden Betrages. Er beauftragte den Hofarchitekten Johann Philipp Geigel mit der Wahrnehmung der Bauaufsicht. Die Pläne lieferte Johann Michael Fischer.

Am 23. April 1786 legte Geigel die mit den einzelnen Handwerkern abgeschlossenen Akkorde der Hofkammer vor; die Genehmigung des Fürstbischofs datiert eine Woche später. Die Grundsteinlegung zu dem Neubau erfolgte am 7. Juli 1768. Noch im gleichen Jahr war die Kirche unter Dach. Im Frühjahr 1769 fehlte allerdings noch der Turm, dessen Baulast der Gemeinde oblag. Man fand, dass „der Thurm oben nicht mit einer welschen Haube oder nach der Zierde hergestellt werden müsse“. Johann Philipp Geigel wurde beauftragt, einen einfacheren Riss zu fertigen und „eine denen Landgebäuden ähnliche Art zu ergreifen“. Zuschüsse zur Errichtung des Turm-Mauerwerks gewährte die Hofkammer 1769, weitere Zuwendungen zur Fertigstellung des Turmhelms wurden 1771 bereitgestellt. In diesem Jahr konnte man die Vollendung des Neubaus feiern.





Eingriffe in die Bausubstanz erfolgten im Jahre 1889 mit dem Neubau einer Sakristei an der Südseite des Chores und der Vergrößerung der Orgelempore. Die Pläne hierzu stammten von dem Architekten Karl Reinhard.

Der Anstieg der Bevölkerungszahl Kleinrinderfelds in der Neuzeit ließ eine Erweiterung der Kirche als unumgänglich erscheinen. Ein der Südseite des Langhauses angefügter Erweiterungsbau kristallisierte sich als die wohl beste Lösung heraus. Im Oktober 1970 beschlossen Pfarrgemeinde und Kirchenverwaltung, den Architekten Fritz Ebert vom Bischöflichen Bauamt mit der Planung der Kirchnerweiterung zu beauftragen. Im März 1972 wurden die Pläne zur Genehmigung eingereicht. Am 12. November 1972 erfolgte die Grundsteinlegung. Die Bauleitung wurde dem Würzburger Architekten Edgar Appel (Elternhaus in Kleinrinderfeld) übertragen, die künstlerische und technische Oberleitung lag in den Händen von Fritz Ebert. Die Weihe der erweiterten Pfarrkirche Kleinrinderfeld vollzog am 15. Dezember 1973 der Würzburger Diözesanbischof Dr. Josef Stangl.

RENOVIERUNGEN

Für das Jahr 1789 ist eine erste Renovierung überliefert, die vorwiegend die Ausstattung der Kirche betraf. Die knappen Geldmittel der Gemeinde ließen erst 1890 wieder eine Renovierung zu. Eine 1906 geplante Innenrestauration scheiterte an den Kosten. 1909/10 konnte dann

eine durchgreifende Restaurierung des Innenraumes und der Ausstattung vorgenommen werden. 1920 kam es zu einer Wiederherstellung des Äußeren, 1936 erfolgte eine erneute Innenrenovierung. 1952 wurden das Innere der Kirche und die Ausstattung überholt; ebenfalls wurde 1973 eine Restauration durchgeführt. Der jetzige Zustand basiert auf einer 1993 durchgeführten Innenrenovierung der „alten Kirche“ sowie einer gründlichen Überholung der Orgel. In die Renovierungsarbeiten wurde die Außenhaut des Pfarrhauses mit einbezogen.

BAUBESCHREIBUNG – DAS ÄUSSERE

Alt und Neu verbinden sich in der Außenansicht der Kleinrinderfelder St. Martinskirche in harmonischer Weise. Im Ortsbild dominiert der Barockbau mit seinem Turm wie eh und je; der Erweiterungsbau ordnet sich unter, ohne jedoch Individualität vermissen zu lassen. Die Kirche des 18. Jahrhunderts ist ein kleiner, ausgewogen proportionierter Bau. Er entspricht im Typus den vom Baubüro Balthasar Neumanns vielfach konzipierten Landkirchen, wie sie in dieser Form von der Neumann-Schule, zu der auch der entwerfende Architekt Johann Michael Fischer gehörte, aufgenommen und wiederholt wurden. Ein in die Fassade eingestellter Turm, ein dreijochiges Langhaus und ein eingezogener, einjochiger Chor mit dreiseitig gebrochenem Schluss sind die Merkmale dieses Typus. Besonderer Aufwand konnte allerdings hier in Kleinrinderfeld nicht





entfaltet werden, dafür war die Gemeinde zu arm und die finanzielle Unterstützung durch den Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim ließ einen „nach der Zierde hergestellten“ Bau nicht zu. Zwei aus Muschelkalksteinen gefügte Lisenen rahmen die schmucklose Fassade. Sie wird vom Turm durchstoßen, der im Untergeschoss sowohl nach außen als auch nach innen in Erscheinung tritt, nach außen als vorspringender Risalit mit abgeschrägten Ecken und nach innen als Eingangsvorhalle. Das Portal und ein kleines Rundfenster setzen im Untergeschoss die einzigen Akzente. Kräftig profilierte Gesimse sorgen für die Horizontalgliederung der beiden oberen Turmgeschosse. Die Giebelschrägen sind ebenso schmucklos wie das große Fenster zur Belichtung der Turmstiege und die Schallarkaden des Glockengeschosses. Der Turmhelm mit einem an den Ecken abgeschrägten Zwiebelaufsatz sowie einer Laterne mit Gesims und bekrönender Kappe ist eine typische Schöpfung Johann Philipp Geigels, der 1769 hierfür die Pläne Johann Michael Fischers in einfacher Form zu modifizieren hatte. So schlicht wie Fassade und Turm ist bei dem Bau des 18. Jahrhunderts auch die Außengestaltung von Langhaus und Chor; lediglich die großen Fenster sorgen für Akzente. Sich völlig unterordnend, ist in den nordöstlichen Winkel zwischen Langhaus und Chor die alte Sakristei angebaut.

Eine ähnliche Zurückhaltung kennzeichnet auch die Außenerscheinung des Erweiterungsbaus unserer Zeit. An

der Südseite der alten Kirche angeschoben, entwickelt er sich aus einem rechteckigen Grundriss. Die Abstufung der dem Kirchplatz zugewandten Fassade findet ihre Entsprechung in der Aufrissgestaltung des flachgedeckten Baus; der Mitteltrakt des Gemeinde- und Altarraums stuft sich über den niedrigeren Seitentrakten auf. Glattbehauener Muschelkalkstein im unteren Teil, Stahlbeton in der Dachkonstruktion und horizontale Fensterbänder kontrastieren ganz bewusst mit dem Bau der Barockzeit. Eine ausgewogene Proportionierung lässt jedoch die beiden so verschiedenartig instrumentierten Bauteile harmonisieren.

BAUBESCHREIBUNG – DAS INNERE

Durch den engen Vorraum des Turmuntergeschosses betritt man das Langhaus der Barockkirche. Es ist ein rechtwinkliger Raum, dessen dreiachsige Fenstergliederung auf der Nordseite in der ursprünglichen Form erhalten ist. Auf der Südseite öffnet sich an Stelle des mittleren Fensters ein großer Rundbogen zum Erweiterungsbau. Die beiden seitlichen Fenster, die für die Strukturierung des Barockbaus wichtig sind, blieben – wenn auch verkürzt – erhalten, da bei dem Anbau die Deckenhöhe der Seitentrakte in bemerkenswert einfühlsamer Weise herabgezogen wurde. Durch den Chorbogen, dessen Schlussstein das Datum 1768 trägt, fällt der Blick in den dreiseitig geschlossenen Chor, der durch zwei große seitliche Fens-

ter sein Licht empfängt. Langhaus und Chor überspannt eine flache Decke mit Hohlkehle. Stuckierte Kartuschen von der Hand eines unbekanntenen Meisters aus der Zeit um 1768/69 geben der Decke des Langhauses in den Ecken und im Zentrum der Seiten besondere Akzente. Die Profile des großen Mittelfeldes wurden erst im 19. Jahrhundert hinzugefügt, als die Decke das Gemälde des Kirchenpatrons erhielt. Das heute hier zu findende Fresko mit der Mantelspende des Hl. Martin schuf im Jahre 1909 der renommierte Würzburger Kirchenmaler Eulogius Böhler. Von Böhler sind auch die vier Evangelisten in den Rokokokartuschen der Ecken sowie das Fresko der Hl. Dreifaltigkeit an der Decke des Chores; hier stammt die Stuckumrahmung aus der Erbauungszeit der Kirche. Die stuckierten Pilaster in den Winkeln des Chorpolygons sind Zutaten aus dem Jahre 1922. Den Raum zeichnet auch nach der jüngsten Renovierung aus dem Jahr 1993 eine sehr harmonische Farbgebung aus.

Zur Heiterkeit dieses Raumes tritt der Erweiterungsbau unserer Zeit ganz bewusst nicht in Konkurrenz; seine schlichte Sachlichkeit ist ein gewollter Kontrast. Verbindende Elemente sind zwar die Form des Durchgangsbogens, der dem Chorbogen der alten Kirche angeglichen ist, und der in allen Bauteilen einheitlich verlegte Bodenbelag aus heimischem Muschelkalkstein, sonst jedoch dominiert die Formensprache unserer Zeit. Der erhöhte Mitteltrakt, der im oberen Teil auf beiden Seiten von einem Lichtband

eingefasst wird, erhielt eine Konstruktion als Stahlbetonbindern. Auch die flache, völlig schmucklose Abschlusswand hinter der neuen Altarinsel ist aus Beton. Die Deckenfelder zwischen den Betonbindern wurden hingegen in Holz ausgeführt. Die niedrigen Seitentrakte durchzieht die gleiche Konstruktion, wodurch die Einheit aller Raumteile gewährleistet ist. Horizontale Fensterbänder in den Seitenwänden, indirekter Lichteinfall aus verdeckten Fenstern der abgestaffelten Westwand und große, ganz verglaste Portale auf der West- und Ostseite geben dem Raum die nötige Helligkeit. An der südwestlichen Ecke ist der Eingang zur neuen Sakristei eingefügt.

DIE AUSSTATTUNG

Im Bau des 18. Jahrhunderts zieht der Hochaltar als beherrschender Abschluss des Chores zuerst die Blicke auf sich. Es ist ein so genannter Retabelaltar mit seitlich angefügten Figurenbrücken, auf denen sich die Statuen der Hl. Dorothea und des Hl. Konrad erheben. Von Akanthuslaub umwundene, spiralingedrehte Säulen flankieren das Altarblatt, das den von Engeln bekränzten Hl. Martin zeigt. Der rundbogig geschlossene Auszug rahmt das Bild Gottvaters. Engel auf den Gebälken, seitliche Bordüren mit Engelsköpfen, Früchten und Blumen sowie Frucht- und Blütenfestons vervollständigen den Schmuck des Altares. Zuseiten des vom Lamm Gottes bekrönten Tabernakels knien zwei adorierende Engel. Der Altar stammt aus der





1824 abgebrochenen Klosterkirche der beschuhten Karmeliten in Würzburg und war ein unbekanntes Hauptwerk des Würzburger Hofbildhauers Jakob von der Auwera. Um 1725 entstanden, führte ihn nach der Säkularisation ein wechselvolles Schicksal zunächst in das ehemalige Stephanskloster Würzburg und dann nach Kleinrinderfeld. 1857 hatte der Würzburger Maler Andreas Leimgrub ein neues Altarblatt mit der Darstellung des Kleinrinderfelder Kirchenpatrons einzufügen. Da dieses Bild schwere Schäden aufwies, wurde es im Jahre 1922 durch den Münchner Maler Prosper durch eine Kopie ersetzt. Das Tabernakel stammt von dem alten, verschollenen Kleinrinderfelder Hochaltar; es wurde 1770 von einem ungenannten Vergolder aus Zell erworben. 1889 und 1910 wurde es umgebaut; überdies Verzierungen im Rokokostil von Bildhauer Max Schmitt aus Würzburg hinzugefügt; 1922 kamen die beiden von dem Würzburger Bildhauer Lieb geschnitzten Engel dazu.

Die beiden Seitenaltäre sind schräg in den Ecken des Langhauses aufgestellt, wodurch eine Steigerung der Wirkung des Hochaltars erreicht wird. Es sind einfache Retabelaltäre mit doppelter Säulenstellung zu seiten des Altarblatts, gesprengten Giebeln und flachen Auszügen. Das Bild des linken Altars mit der Verkündigung Mariä flankieren die Statuen des Hl. Joseph und des Hl. Joachim, das Blatt des rechten Altars wird assistiert von den Figuren des Hl. Kilian und des Hl. Burkard. Große, geflügelte Engel

sitzen auf den Segmentgiebeln. Die beiden Altäre wurden von dem Würzburger Schreinermeister Johann Ferdinand Füssel im Jahre 1726 für die Pfarrkirche in Kirchheim gefertigt; die Altarbilder sind gleichzeitig entstandene Werke des aus Südtirol stammenden, in Würzburg sesshaft gewordenen Malers Joseph Anton Glantschnigg. Der Schöpfer der handwerklichen Statuen ist unbekannt. 1789 konnten die Altäre aus Kirchheim erworben werden, da die dortige Kirche eine neue, klassizistische Einrichtung erhielt. Die Veränderung der Kirchheimer Innenausstattung ließ auch die Kanzel heimatlos werden. 1795 kam sie nach Kleinrinderfeld. Sie ist ein Werk des Würzburger Hofbildhauers Johann Peter Wagner, der sie im Jahre 1778 für das Kirchheimer Gotteshaus geschaffen hatte; eine typische Arbeit der Wagner-Werkstatt mit vier Putten am Wulst des Korpus, davon drei mit den Symbolen von Glaube, Liebe und Hoffnung. Diese drei Figuren wurden 1910 von dem Würzburger Bildhauer Ludwig Sonnleitner im Stil Wagners geschnitzt, da die Originale gegen Ende des 19. Jahrhunderts entfernt worden waren. Von der Hand Wagners ist hingegen der vierte Putto, der ursprünglich auf dem Schalldeckel der Kanzel zu Füßen des Guten Hirten angebracht war, dessen Hirtenschippe er in Händen hielt.

Von der übrigen Ausstattung sind die kleinen Statuen der um das Jesuskind gruppierten 14 Nothelfer zu nennen. Sie finden sich neben der Kanzel an der nördlichen Wand



des Langhauses. Die geschnitzten Ranken sind erst 1920 hinzugekommen, die Figuren stammen aus der Zeit um 1740. Ihr ursprünglicher Standort war bis 1789 an dem verschollenen rechten Seitenaltar, nach Aussage der Archivalien „war keine Architectur daran“. Nach Erwerbung des jetzigen Seitenaltars wurden sie an die Wand versetzt. Der Balusterfuß des vor dem Chorbogen stehenden Taufsteins mit einer Herz-Jesu-Darstellung, dem Datum 1706 und der Nennung eines Johann Nikolaus Franz Dornbusch scheint wohl ursprünglich kaum für den Zweck geschaffen worden zu sein, dem er jetzt dient. Wahrscheinlicher ist es, in ihm den Sockel eines Bildstocks zu erblicken.

Die neben dem rechten Seitenaltar unter dem Fenster aufgestellte Figur des Hl. Johann Nepomuk ist in die Zeit um 1730 zu datieren; sie dürfte im Umkreis des Würzburger Hofbildhauers Jakob von der Auwera entstanden sein.

Von den Glasmalereien sind in den beiden Chorfens-tern die 1897 gestifteten Darstellungen der Hl. Katharina und des Hl. Franz von Assisi zu bewundern. Die Werke entstammen der Glasmalerei Niebeler und Burkert in Würzburg; die Darstellung der Hl. Elisabeth im ersten Fenster der Südseite des Langhauses kommt ebenfalls aus der Hand Matthias Niebeler aus dem Jahre 1920.

Die 1974 fertig gestellte Orgel ist ein Werk des Orgelbaumeisters Norbert Krieger aus Retzbach. Sie hat 21 Register, verteilt auf Hauptwerk, Rückpositiv und Pedal,

ferner mechanische Spieltraktur, elektrische Registerausstellung mit einer freien Kombination, einer festen Kombination und Pedal II. Das Hauptwerk ist in dem alten Barockgebäude untergebracht, das Pedalwerk steht dahinter. Das am Rande der Empore neu hinzugebaute Rückpositiv enthält die Register des zweiten Manuals. Insgesamt sind es 1384 Pfeifen, die auf Schleifladen stehen. Diese Orgel ersetzte ein 1919 von Wilhelm Bader aus Hardheim geschaffenes Werk, das seinen Vorgänger in einer 1779 gefertigten Orgel hatte, die ihrerseits 1873 von dem Würzburger Meister Balthasar Schlimbach umgebaut worden war.

Von der Ausstattung der Kirche des 18. Jahrhunderts wurden drei Einzelbildwerke in den modernen Erweiterungsbau übertragen. Die Gruppe mit der Mantelspende des Hl. Martin ist das älteste erhaltene Kunstwerk in der Kirche, eine Arbeit eines ländlichen Bildhauers aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Statue der Muttergottes mit dem kreuzstabführenden Jesuskind ist als Tragfigur konzipiert. Im Jahre 1717 lieferte sie ein nicht genannter Bildhauer aus Würzburg, der vielleicht mit dem im Dienste des Domkapitels und von Stift Haug stehenden Balthasar Esterbauer zu identifizieren ist. Die Statue des Hl. Joseph entstand um 1773, auch sie dürfte aus Würzburg bezogen worden sein.

Das Langhaus erhielt 1973 ein neues Gestühl, das sowohl auf den Hochaltar des Barockbaus, als auch auf das





Zentrum des Erweiterungsbaus ausgerichtet werden kann. In diesem neuen Bau wird die Altarinsel auf drei Seiten von dem Gestühl umstanden. Altar, Sakramentsstele und Ambo wurden 1973 von dem weit über die Kleinrinderfelder Grenzen bekannten Bildhauermeister Willi Grimm in Muschelkalkstein ausgeführt. Der Block des Altars wächst aus der Altarinsel heraus. Der Fisch auf der Vorderseite als Symbol Christi ist durch die um die Altarmensa herumlaufenden Streifen mit dem auf der Rückseite dargestellten Brot verbunden; er erhält damit als Symbol der Brotvermehrung eine zusätzliche Bedeutung. Die Sakramentsstele mit der Umrissform eines Kreuzes verbildlicht die sieben Sakramente. Das Wasser symbolisiert die Taufe, die von dem Sakramentsgehäuse ausgehenden Strahlen die Firmung. Die zentrale Stelle ist dem Altarsakrament mit dem in Bronze ausgeführten Gehäuse eingeräumt; Brot und Wein sind auf den Tabernakeltüren wiedergegeben. Darüber kommt die Buße zur Darstellung, dann die Krankensalbung mit dem in einer Öffnung untergebrachten Ewigen Licht. Den Schluss bilden zwei ineinandergreifende Formen als Symbole des Sakramentes der Ehe, der bekrönende Petruschlüssel steht als Zeichen für die Priesterweihe. Eine Traube und Feuerzungen am Ambo unterstreichen die Bedeutung des Lesepults als Ort der Verkündigung. Von Willi Grimm, Kleinrinderfeld, stammen auch das in Bronze ausgeführte Altarkreuz und der an die Auferstehung Christi erinnernde Standleuchter.

Werke von Willi Grimm sind der 1975 fertig gestellte, aus großen Bronzetafeln bestehende Kreuzweg an der Südwand des Seitentraktes, die gleichfalls in Bronze geschaffenen Türgriffe und Apostelkreuze, ferner Priestersitz, Ablagen, Weihwasserkessel und Grundstein, dies alles in Muschelkalk ausgeführt.

Die Neugestaltung der Altarwand

Im Jahre 2003 wurde die Altarwand von Willi Grimm – unter der Federführung von Herrn Domkapitular Dr. Jürgen Lensen – neu gestaltet.

Die mit Stoff überzogene Rückwand des Altarraumes war im Laufe der Jahre brüchig geworden und so stand seit längerem eine Neugestaltung im Raum.

Eine wesentliche Aufgabe bestand darin, die Altarwand zeitgemäß in zurückhaltenden und ruhigen Farben zu gestalten. Zur harmonischen Eingliederung wurden die Einteilung und die Rasterung der oberen Kirchenfenster übernommen. Der zentrale Punkt dieser Wand ist ein wiederkehrender Christus aus gekalktem Eichenholz, der in seiner äußeren Form auf das Wesentliche reduziert ist. Vom Kreis um das Haupt Christi ausgehend, zieht sich über die ganze Wand ein Lichtstrahl. Der Corpus hängt auf einem aus der Decke kommenden Eisenstab, der die Wirkung des „aus dem Himmel Kommenden“ symbolisiert. Die enorme Kraft des „Herabkommenden“ wird durch das Fehlen der Arme auf eine Keilform reduziert und steigert

so die Aussage, dass Christus mit aller Macht und Herrlichkeit zu uns kommen wird.

Der Künstler Willi Grimm über die Neugestaltung der Altarwand: „Ich denke, dass der Altarraum nun insgesamt ruhiger und aussagekräftiger geworden ist“.

In der Verlängerung der Altarwand zur Sakristei hin stellt Willi Grimm „Das Leben der Maria, Verkündigung, Geburt, Kreuzigung Christi, Tod der Maria und Himmelfahrt der Maria“ auf sechs Bildtafeln eindrucksvoll und in seiner unvergleichlichen Art dar. Die sechs Kunstwerke sind eine Dauerleihgabe des Künstlers.

Die Entwürfe für die Fenster des Mitteltraktes stammen von Pater Polykarp Uhlein, OSB. Eine Girlande durchzieht die beiden Lichtstreifen, sich in jedem Fenster verändernd, sich auflösend, neu verbindend, in Schwerpunkten verdichtend und wieder zurückgehend. Mit diesen Fenstern wurde versucht, etwas von der Heiterkeit der Barockkirche in den modernen Bau zu übertragen, eine Antwort auf das melodische Ornament des Rokoko in der Formensprache unserer Zeit zu geben.





BEDEUTUNG

Mit Balthasar Neumann lieferte der bedeutendste Architekt seiner Zeit im Jahre 1740 einen Plan zur Erweiterung der Kirche, der jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Mit Johann Michael Fischer und Johann Geigel kam seit 1765 die auf Balthasar Neumann folgende Würzburger Hofarchitekten-Generation zum Zuge. Der von Fischer, einem Schüler Neumanns, konzipierte Bau entspricht im Typus den vom Baubüro Balthasar Neumanns vielfach entworfenen Landkirchen. Er hat seine nächste Parallele in der 1766/68 ebenfalls von Fischer errichteten Pfarrkirche zu Ilmspan. Ein Vergleich lässt die durch Geldmangel bedingte einfachere Ausführung der 1768 entstandenen Kleinrinderfelder Kirche erkennen.

Der von dem Würzburger Architekten Fritz Ebert entworfenen 1972/73 errichtete Erweiterungsbau ordnet sich in der Außenansicht dem Barockbau unter, ohne jedoch Individualität vermissen zu lassen. Ausgewogene Proportionierung lässt die beiden so verschiedenartigen Bauteile harmonisieren. Die schlichte Sachlichkeit des Inneren ist ein ganz bewusst beabsichtigter Kontrast zu der Heiterkeit des Barockraumes. Die Ausstattung umfasst mit den Arbeiten des Kleinrinderfelder Bildhauers Willi Grimm und den von Pater Polykarp Uhlein konzipierten Glasfenstern bemerkenswerte Kunstschöpfungen.



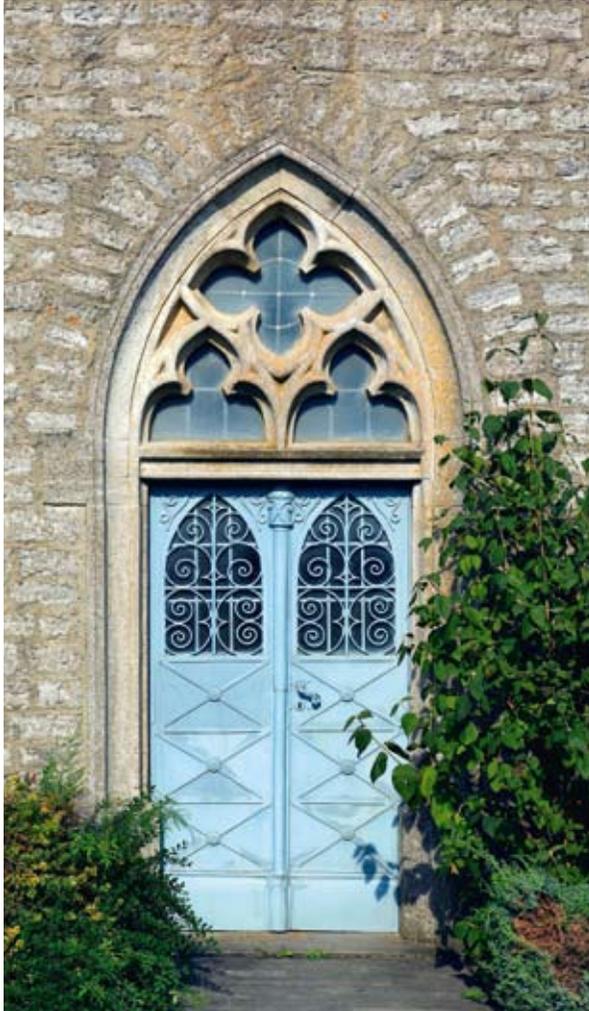


Abb. linke Seite: aus dem Innenraum der Kapelle Limbachshof
oben: Detailansichten der Kapelle Maisenbachhof





Der Kindergarten „St. Martin“

VON EVA MARIA LINSENBREDER



Um die Jahrhundertwende (um 1900) konnte Kleinkinderfeld infolge des aufstrebenden Natursteingewerbes viele Zuzüge verzeichnen. Der Ruf nach einem Kindergarten – damals hieß es noch Kinderbewahranstalt – wurde von der Pfarrgemeinde aufgenommen und mit dem St. Johannesverein als Trägerverein verwirklicht.

Schon am 1. Juni 1904 empfing man die Schwestern aus dem Mutterhaus der Franziskanerinnen zu Dillingen an der Donau, die den Kindergarten betreuen sollten. Am 5. Juni 1904 erfolgte die Einweihung des damals neuen Gebäudes in der Schönfelder Straße.



Insgesamt dreimal erhielt das so genannte Schwesternhaus in der Schönfelder Straße größere Sanierungs- und Verschönerungsmaßnahmen. 1959 wurde es durch einen Anbau, in welchem insbesondere Toiletten und Waschräume untergebracht waren, erweitert. Eine größere gründliche Sanierung und Modernisierung durfte das altehrwürdige Haus in den Jahren 1968/69 erfahren. Letztendlich 1985/86 wurde der lang geplante Erweiterungsbau in die Tat umgesetzt. Zwei moderne nach dem neuesten Stand der Pädagogik ausgerichtete Gruppenräume mit entsprechenden Nebenräumen wurden mit einem Erweiterungsbau gekonnt dem „alten Gebäude“ angegliedert und bilden mit der großzügigen Garten- und Hofanlage, die ausschließlich dem Kindergarten zur Verfügung steht, ein Bild der Ruhe, der Geborgenheit, doch auch der Aktivität und dort gelebten Freude.

Bis heute – mehr als 100 Jahre nach seiner Gründung – wird der Kindergarten noch immer von einer Ordensschwester geleitet und vom St. Johannesverein getragen. Aufgrund der demographischen Wandlung, die auch vor den Toren Kleinrinderfelds nicht Halt macht, besuchen den Kindergarten St. Martin, der für 75 Ganztagesplätze ausgelegt ist, derzeit ca. 60 Kinder. Aufgenommen werden Kinder ab dem zweiten Lebensjahr, die täglich in einer gemeinsamen Gruppe altersspezifische Förderung von einer pädagogischen Fachkraft erfahren dürfen und dann in ihre altersgemischte Stammgruppe zurückkehren.





Hauptschule Kleinrinderfeld

VON ALFRED FROST

Nicht allzu weit lässt sich die Geschichte der Schule in Kleinrinderfeld zurückverfolgen. Die vorhandenen Unterlagen im Gemeindearchiv gehen bis ins 17. Jahrhundert zurück und vermerken von ärmlicher Bezahlung des Dorfschullehrers. Raumnot war an der Tagesordnung, weil kein eigenes Schulhaus vorhanden war.

Im Jahre 1789 wurde eine neue Schule gebaut, das heutige alte Rathaus, in dem sich das Rotkreuzheim befindet. Es hatte eine einzige geräumige Schulstube mit einem Nebenraum. Im Dachgeschoss befand sich die Wohnung des Lehrers; außerdem waren in einem Nebengebäude ein Kleintierstall für den Lehrer und eine Holzlege untergebracht.

Nach einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1820 mussten von dem einen Lehrer 127 Schüler (67 Knaben und 60 Mädchen) unterrichtet werden. Ein zweiter Lehrer konnte mangels Mitteln nicht angestellt werden.

Ein neues Schulhaus wurde in dem Jahre 1862 erbaut. Das Äußere dieser Schule ist noch erhalten, es dient heute als Rathaus. Mit der steigenden Einwohnerzahl wuchs auch die Zahl der Schüler und es wurden weitere Klassen notwendig.

Als dann die sechste Klasse eingerichtet werden sollte, fehlte wieder Schulraum. Man wählte eine zukunftssträchtige Lösung und erbaute eine achtklassige neue Schule mit allen notwendigen Nebenräumen in den Jahren 1965/67. Am 23. September 1967 fand die Einweihung des heuti-

gen Schulhauses statt, das nunmehr Sitz der Volksschule Kleinrinderfeld – Verbandsschule – (Hauptschule) ist.

Im Jahre 1969 erbrachte eine Schulneugliederung die Volksschule „Kirchheim-Moos-Kleinrinderfeld“. Damit begann auch im Ort die Schülerbeförderung, nachdem zum Erhalt von Jahrgangsklassen die schulpflichtigen Kinder mehrerer Gemeinden zusammengefasst werden mussten.

Im Zuge der Gebietsreform im Jahre 1978 entstanden drei neue Schulverbände: die Volksschule Kirchheim – Verbandsschule – (Grundschule – alle Kleinrinderfelder Grundschüler gehen dorthin –, die Volksschule Reichenberg – Verbandsschule – (Grundschule) und die Volksschule Kleinrinderfeld – Verbandsschule – (Hauptschule), mit den Verbandsgemeinden Kleinrinderfeld, Reichenberg, Kirchheim, Geroldshausen und ihren Ortsteilen.

Die Hauptschule Kleinrinderfeld begann ihre Arbeit im Schuljahr 1978/79 mit 395 Schülern in 13 Klassen. Schulleiter Hans Schmelzer konnte sich über das jüngste Lehrerkollegium Unterfrankens freuen. Die fünften und sechsten Klassen wurden anfangs in Reichenberg, Kirchheim und Geroldshausen, später auch in Uengershausen unterrichtet. Die für den Sportunterricht fehlende Turnhalle entstand 1979.

Von Anfang an litten Schüler und Lehrer in Kleinrinderfeld unter großer Raumnot. Daher entschloss sich der Schulverband nach sehr langen Vorplanungen zu einem

Schulhausneubau. Am 10. Oktober 1998 konnten zwei weitere Klassenzimmer, ein neuer Computerraum und ein Mehrzweckraum eingeweiht werden sowie neu gestaltete Verwaltungsräume und ein größeres Lehrerzimmer.

Damit waren auch räumlich die Voraussetzungen für die Errichtung eines „Mittleren-Reife-Zuges“ an der Hauptschule Kleinrinderfeld geschaffen. Es gelang, gegen viele Widerstände, im Schuljahr 2000/2001 zwei M-Klassen (M7 und M8) an unserer Schule zu installieren. Nun war es erstmals auch in Kleinrinderfeld möglich, einen mittleren Bildungsabschluss zu erwerben. Da für den M-Zug die Schulsprengelgrenzen aufgehoben wurden, konnten auch Schüler aus Giebelstadt und seinen Ortsteilen unsere Schule besuchen. 2003 feierten zum ersten Mal 24 Zehntklässler ihre Mittlere Reife an der Hauptschule Kleinrinderfeld.

Aufgrund der Einführung der sechsklassigen Realschule, eines veränderten Übertrittsverhaltens und des demografischen Schülerrückgangs nahm die Schülerzahl von Jahr zu Jahr ab. Folgen dieser Entwicklung sind: fünfte und sechste Jahrgangsstufe nur noch einzügig, Aufgabe der Schulorte Uengershausen und Geroldshausen, kleineres Lehrerkollegium, kleinere Klassen.

Nach der langen Erfolgsgeschichte unserer Schule werden für die Hauptschulen in Zukunft neue Organisationsstrukturen nötig sein.

Was haben 30 Jahre Hauptschule Kleinrinderfeld für die Region bewirkt?

Das positive Miteinander der Schüler aus den vielen Ortschaften hat dazu beigetragen, dass bestehende Barrieren zwischen den Verbandsgemeinden langsam abgebaut wurden. Die Schule hat immer Wert darauf gelegt, die Qualität der Ausbildung am höchstmöglichen Niveau zu orientieren. In all diesen Jahren haben viele Betriebe diese Qualität der Ausbildung geschätzt und lobend zum Ausdruck gebracht. In Abstimmung mit den Eltern und einem pädagogischen Konzept ist unsere Schule stets für angemessene Umgangsformen eingetreten. An der Schule wurde immer besonderer Wert auf ein intaktes Miteinander von Schülern, Eltern und Lehrern gelegt. Es war immer ein wichtiges Anliegen der Schule, die Schüler in Mitverantwortung für die Aufgaben der Schule zu nehmen. Im Laufe der Zeit ist es der Schulleitung gelungen, ein Lehrerkollegium zu formen, das sich mit allen Aufgaben der Pädagogik identifiziert hat.





Gemeindepартnerschaft mit Colleville-Montgomery

FRANKREICH – NORMANDIE – DEP. CALVADOS



Seit 1991 verbindet unseren Ort eine enge Partnerschaft mit der Gemeinde Colleville-Montgomery in Frankreich.

Das Dorf, das rund 2.000 Einwohner zählt, liegt etwa 10 Kilometer nördlich von Caen an der Küste mitten in den wunderschönen sanften Hügeln des Departements Calva-

2. Weltkrieg besichtigt werden. Zwischen den beiden Ortsbereichen liegt ein geschütztes Sumpfbereich, das Rückzugsmöglichkeiten für seltene Tiere und Pflanzen bietet.

Im Sommer ist der Strand belebt von sonnenhungrigen Urlaubern, die die zahlreichen Strandaktivitäten zur

Erholung nutzen. In den übrigen Jahreszeiten ist der Ort beliebt wegen seiner Ruhe, seiner schönen Umgebung und seiner reinen Luft. Colleville-Montgomery setzt bewusst auf sanften, nachhaltigen und naturschonenden Tourismus im Einklang mit der Natur und ohne großen Rummel. Dafür wurden dem Ort die beiden Auszeichnungen "Pavillon Bleu" und "Station Verte de Vacances" verliehen. Colleville-Montgomery – ursprünglich „Colleville sur Orne“ – trägt seinen Namen erst seit der Landung der Alliierten im Juni 1944. Auf einer Anhöhe über dem Ort kann heute nach der Ausgrabung und Restaurierung eine ehemalige deutsche Bunkeranlage (Hillmann-Bunker) aus dem 2. Weltkrieg besichtigt werden. Zwischen den beiden Ortsbereichen liegt ein geschütztes Sumpfbereich, das Rückzugsmöglichkeiten für seltene Tiere und Pflanzen bietet. Im Sommer ist der Strand belebt von sonnenhungrigen Urlaubern, die die zahlreichen Strandaktivitäten zur

Erholung nutzen. In den übrigen Jahreszeiten ist der Ort beliebt wegen seiner Ruhe, seiner schönen Umgebung und seiner reinen Luft.

Colleville-Montgomery setzt bewusst auf sanften, nachhaltigen und naturschonenden Tourismus im Einklang mit der Natur und ohne großen Rummel. Dafür wurden dem Ort die beiden Auszeichnungen "Pavillon Bleu" und "Station Verte de Vacances" verliehen.

Colleville-Montgomery – ursprünglich „Colleville sur Orne“ – trägt seinen Namen erst seit der Landung der Alliierten im Juni 1944.

Auf einer Anhöhe über dem Ort kann heute nach der Ausgrabung und Restaurierung eine ehemalige deutsche Bunkeranlage (Hillmann-Bunker) aus dem

Unsere Vereine und Organisationen

DIE TRÄGER DES DÖRFlichen LEBENS

Arbeiterkrankenunterstützungsverein

1. Vorsitzender *Edgar Zipprich*, Telefon 09366 1781

Der Arbeiterkrankenunterstützungsverein (AKUV) Kleinrinderfeld e. V. wurde 1897 gegründet. Seine Aufgabe war und ist die Zahlung eines Krankentagegeldes an arbeitsunfähige Arbeitnehmer während der ersten Tage der Krankheit (Karenztage), für welche bis weit in die 50er Jahre keine Lohnfortzahlung vom Arbeitgeber/Staat gewährt wurde. Der Verein erfüllt damit bis heute eine wichtige soziale Aufgabe.

Bund Naturschutz – Ortsgruppe Kleinrinderfeld

1. Vorsitzender *Armin Amrehn*, Telefon 09366 7105

Die Ortsgruppe des „Bund Naturschutz“ wurde im Jahre 1982 von ökologisch sensibilisierten Mitbürgern gegründet. Im Jahre 2001 ließ diese Gruppe eine Photovoltaikanlage – Umwandlung von Sonnenenergie in elektrische Energie – an der Schule installieren. Diese Anlage produziert jährlich ca. 1.200 Kilowattstunden.

Clubfreunde Kleinrinderfeld

1. Vorsitzender *Mario Eitel*, Telefon 09306 985384

Die Clubfreunde Kleinrinderfeld haben sich am Freitag, dem 13.06.2008, gegründet. Sie unterstützen den 1. FC Nürnberg und die Ortsgemeinschaft von Kleinrinderfeld.

Freiwillige Feuerwehr Kleinrinderfeld e. V.

1. Vorsitzender *Oskar Müller*, Telefon 09366 7240

Der Feuerwehrverein unterstützt und fördert seit fast 140 Jahren das gemeindliche Feuerlöschwesen.

Freiwillige Feuerwehr Kleinrinderfeld

1. Kommandant *Arnold Müller*, Telefon 09366 508

Bestens ausgerüstet und hervorragend ausgebildet schützen die ehrenamtlichen Feuerwehrdienstleistenden das Hab und Gut ihrer Mitmenschen.

Gesangverein „Liederkrantz“

1. Vorsitzender *Günther Hussy*, Telefon 09366 1639

Vom „Männergesangverein“ werden immer wieder Liederabende veranstaltet, die durch ihr hohes Niveau erfreuen. Darüber hinaus bereichert der Gesangverein durch seine Liedvorträge auch die kommunalen und kirchlichen Veranstaltungen (z. B. Seniorennachmittag, Festgottesdienste, ...).

Katholische Junge Gemeinde

1. Vorsitzende *Katrin Amrehn*, Telefon 09366 981986

Die beliebte jährliche Ostereiersuche für die Kleinen sowie das Zeltlager für Jugendliche sind feste Bestandteile im gemeindlichen Veranstaltungskalender. Durch gemeinsame Aktivitäten soll die soziale Kompetenz der Jugendlichen gefördert und vertieft werden.



Kleingärtner im Grund

1. Vorsitzender *Wolfgang Schubert*, Telefon 09366 7879

Mit dem Bau der Kläranlage in den 80er Jahren entstand auch eine Kleingartenanlage, die – von den Pächtern liebevoll gepflegt – einen zusätzlichen Erholungswert garantiert.





Kleintierzuchtverein

1. Vorsitzender Ernst Glaser, Telefon 09366 7856

Die hiesigen Kleintierzüchter sind dem Kleintierzuchtverein Geroldshausen und Umgebung angeschlossen und werden bei den Zuchtschauen regelmäßig für ihre beachtlichen Erfolge ausgezeichnet.

Krabbelstube

Kontakt über Dominique Heinze, Telefon 09366 982295

Seit vielen Jahren stellt die Gemeinde Kleinrinderfeld jungen Müttern und Vätern mit ihren Kleinkindern einen Raum für wöchentliche Treffen zur Verfügung. Hier werden die Kleinen zum gemeinsamen Spiel angeregt und Erfahrungen ausgetauscht.

Kreis Junger Leute

1. Vorsitzender Helmut Fuchs, Telefon 09366 1037

Ins Leben gerufen wurde der Kreis Junger Leute vor ca. 30 Jahren. Seine hervorragend in Szene gesetzten humorvollen Theaterstücke strapazieren die Lachmuskeln und erheitern jeden Besucher.

Landfrauen

1. Vorsitzende Rita Neckermann, Telefon 09366 279

Vor ca. 60 Jahren wurde die Vereinigung der Landfrauen ins Leben gerufen. Immer wieder werden Veranstaltungen und Vorträge, die das häusliche und/oder ländliche Leben betreffen, organisiert.

Müttertreff

Kontakt über Sylvia Müller, Telefon 09366 7860

Jeden Mittwoch zwischen 09.00 und 12.00 Uhr treffen sich Mütter zum gemeinsamen Erfahrungsaustausch in lockerer Runde in den Räumen der Krabbelstube.

Musikverein Kleinrinderfeld

1. Vorsitzender Roland Pechtl, Telefon 09366 7270

Im Jahre 1999 fanden sich Musikerbegeisterte zusammen und belebten die örtliche Musikaarbeit neu. Aufbauend auf die ehemalige „Blasmusik“ gründeten sie eine moderne Musikkapelle, die aus dem dörflichen Leben nicht mehr wegzudenken ist. Das mittlerweile ausgesprochen hohe musikalische Niveau basiert sicherlich auch auf der intensiven Jugendarbeit.

Musiktreff

1. Vorsitzender Max Müller, Telefon 09366 508

Im „Mutre“ (Untergeschoss Gemeindehaus) hat sich die freie Jugendarbeit der Gemeinde Kleinrinderfeld etabliert. Nach dem Selbstverwaltungsprinzip gestalten die Jugendlichen dort gemeinsam ihre Freizeit und beleben das Dorfgeschehen durch mannigfaltige Veranstaltungen. Träger der freien Jugendarbeit ist die Gemeinde. Dabei unterstützen sie die Mitglieder des gleichnamigen Vereins.



Obst- und Gartenbauverein Kleinrinderfeld

1. Vorsitzender Edgar Henneberger, Telefon 09366 1465
Seit langer Zeit übernimmt der Verein die gärtnerische Pflege und Ausgestaltung der gemeindlichen Grünanlagen. Zuletzt haben die Mitglieder des Obst- und Gartenbauvereins an der „Dreifaltigkeit“ wieder zwei neue Linden gepflanzt. Überdies organisiert die Vorstandschaft für Interessierte regelmäßig Vorträge zu aktuellen Themen des Gartenbaues.

Parteien und Wählergruppen

SPD Ortsverein Kleinrinderfeld

1. Vorsitzende Luise Then, Telefon 09366 1336

Freie Bürger Kleinrinderfeld

1. Vorsitzender Berthold Haaf, Telefon 09366 7762

CSU Ortsverband Kleinrinderfeld

1. Vorsitzender Frank Heß, Telefon 09366 6623

Unabhängige Wählergemeinschaft Kleinrinderfeld

1. Vorsitzender Hubert Schäfer, Telefon 09366 99396



Partnerschafts-Komitee

1. Vorsitzender Dr. Joachim Gebel, Telefon 09366 7259
Durch regelmäßige gegenseitige Besuche sowie durch die Organisation von landesspezifischen Veranstaltungen (z. B. Boule-Turnier mit Präsentation der französischen Küche) pflegt und festigt das Komitee die Gemeindeparterschaft zwischen Kleinrinderfeld und Colleville-Montgomery.

Pfarrgemeinderat

1. Vorsitzender Jürgen Scheuermann, Telefon 09366 7621
Seit den 60er Jahren organisiert der Pfarrgemeinderat gemeinsam mit der politischen Gemeinde einen vorweihnachtlichen „Seniorenachmittag“. Auch das vom Pfarrgemeinderat zugunsten der Weltmission ausgerichtete „Eintopfessen“ ist stets ein voller Erfolg.



Rot-Kreuz-Bereitschaft Kleinrinderfeld

Bereitschaftsleiter Uwe Heß, Telefon 09366 7459

Die Mitglieder der 1954 gegründeten BRK-Bereitschaft Kleinrinderfeld verfügen neben der üblichen medizinischen Grundausstattung über ein eigenes Einsatzfahrzeug und sind – wie auch die Freiwillige Feuerwehr Kleinrinderfeld – in den HvO-/First Responder-Dienst eingebunden.

Schützenverein Kleinrinderfeld

1. Schützenmeister Reinhold Keller, Telefon 09366 1031

Der 1966 im Hinterzimmer eines Gasthauses gegründete Verein bietet heute neben dem Luftgewehrschießen auch das Schießen mit Kleinkaliber-Pistolen oder mit Pfeil und Bogen an. Bei Wettkämpfen erzielen die Mitglieder immer wieder beachtliche Erfolge.

Seniorenkreis

Seniorenbeauftragte Therese Schnell, Telefon 09306 8162

Bereits seit 1974 treffen sich die Seniorinnen und Senioren unserer Gemeinde regelmäßig zum geselligen Beisammensein. Daneben werden auch immer wieder kleine Ausflüge in die Umgebung unternommen.





St. Johannesverein

1. Vorsitzende *Eva Linsenbreder, Telefon 09366 9077-22*
Am 06. Juni 1904 wurde die von der Gemeinde Kleinrinderfeld errichtete „Kinderbewahranstalt“ eröffnet und von Schwestern der Dillinger Franziskanerinnen betreut. Der St. Johannesverein ist bis heute Träger des Kindergartens „St. Martin“, der sich in Zusammenarbeit mit den Franziskanerinnen zu einer modernen und zukunftsorientierten Kinderbetreuungsstätte entwickelt hat.

Turn- und Sportverein Kleinrinderfeld

Sportvorstand *Arnold Henneberger, Telefon 09366 99499*
Vorstand für Veranstaltungen *Frank Bremberg,*
Telefon 0171 2678377

Der seit 1923 bestehende TSV gliedert sich inzwischen in viele eigenständige und außergewöhnlich attraktive Abteilungen. Jeder, der sich sportlich betätigen möchte, findet hier die für ihn geeignete Sportart. Besonders erfolgreich ist die Fußball-Abteilung des TSV. Sie hat 2008 den Sprung in die Bezirksoberliga geschafft.

VdK-Ortsverband Kleinrinderfeld

1. Vorsitzende *Irmgard Schirmer, Telefon 09366 6993*
Seit über 60 Jahren setzt sich der rund 70 Mitglieder zählende VdK-Ortsverband Kleinrinderfeld für die Interessen sozial schwacher Mitbürgerinnen und Mitbürger ein.

Wanderclub

1. Vorsitzender *Karl Heim, Telefon 09366 7418*
Der Wanderclub bildete sich im Jahre 1964 aus einer wanderfreudigen Gruppe. Mit einer eigenen „Hütte“ im Wald schaffte er sich das erste Vereinsheim.







Herzlichen Dank

FÜR SPENDEN UND UNTERSTÜTZUNG

Allgemeinarztpraxis

Dr. Rosemarie Leclercq und Simone Zenkert

Jahnstraße 18, 97271 Kleinrinderfeld

Bäckerei Scheckenbach

Kister Straße 4, 97271 Kleinrinderfeld

Bildhauer- und Steinmetzbetrieb

Helmut Grimm

Maisenbacher Straße 2, 97271 Kleinrinderfeld

Erich Seubert GmbH, Natursteine – Transporte

Maisenbacher Straße 4, 97271 Kleinrinderfeld

Forstlohnunternehmen Matthias Grimm

Guttenberger-Wald-Straße 9, 97271 Kleinrinderfeld

Gaststätte und Landmetzgerei Müller

Hauptstraße 24, 97271 Kleinrinderfeld

Getränkemarkt Wolfgang Hofmann

Am Wengert 15, 97271 Kleinrinderfeld

LimbicColor-Akademie

Inh. Peter Wendt, Jahnstraße 18, 97271 Kleinrinderfeld

Malerbetrieb Matthias Scheder

Am Wengert 15, 97271 Kleinrinderfeld

Natursteinwerk Borst GmbH & Co. KG

Röckertstraße 6, 97271 Kleinrinderfeld

Natursteinwerk Scheuermann GmbH & Co

Maisenbacher Straße 3, 97271 Kleinrinderfeld

Praxis für Physikalische Therapie Karl Egner

Sudetenstraße 1, 97271 Kleinrinderfeld

Raiffeisenbank Höchberg eG

Hauptstraße 101, 97204 Höchberg

Sparkasse Mainfranken Würzburg

Hofstraße 7-9, 97070 Würzburg

Spedition Grimm

Röckertstraße 17, 97271 Kleinrinderfeld

Stadtwerke Würzburg AG

Hauger Ring 5, 97070 Würzburg

Steinhäuser GmbH

Heizung – Sanitär – Bauspenglerei

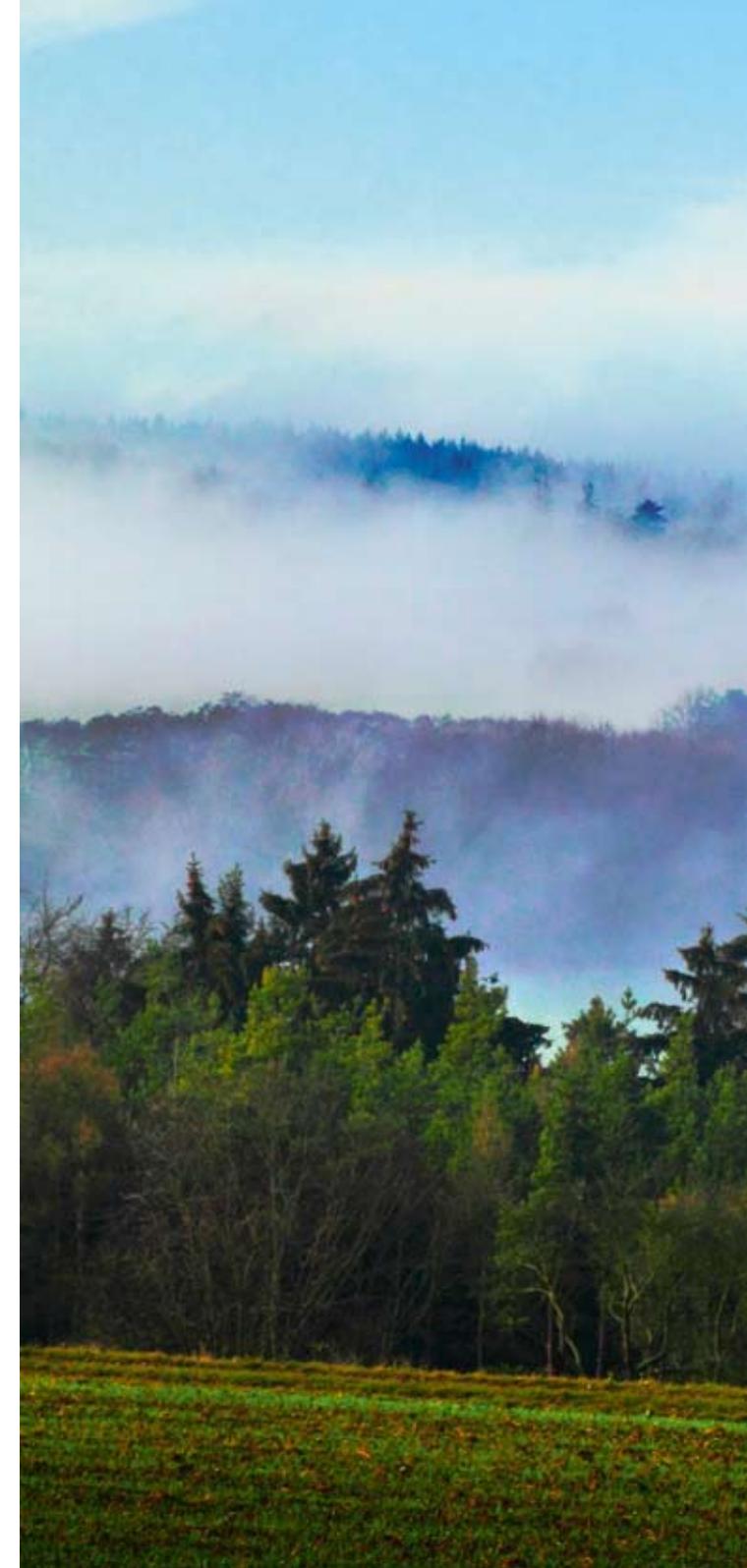
Röckertstraße 22, 97271 Kleinrinderfeld

Telefon- und Datentechnik Klaus Sokoll

Am Wengert 23, 97271 Kleinrinderfeld

Zahnarztpraxis Dr. Silvia Handrejk

Kister Straße 10, 97271 Kleinrinderfeld







IMPRESSUM

Herausgegeben von der Gemeinde Kleinrinderfeld
anlässlich des 950jährigen Ortsjubiläums
im Jahr 2010

Gemeinde Kleinrinderfeld
Pfarrer-Walter-Straße 4, 97271 Kleinrinderfeld
Telefon 09366 9077-0, Fax 09366 9077-90
E-Mail: info@kleinrinderfeld.bayern.de
www.kleinrinderfeld.de

Gestaltung: Ingrid Schinagl, Würzburg
www.schinagl-design.de

Fotografie: Ronald Grunert-Held, Veitshöchheim
Historische Aufnahmen haben uns dankenswerter
Weise zahlreiche Kleinrinderfelder Bürger aus
ihrem Privatbesitz zur Verfügung gestellt



950 Jahre Kleinrinderfeld 1060 - 2010

